

1962



Südthüringer
Heimatkalender



Thüringer Wald

Du Wald, in dem zur Ritterszeit
die fromme Frau des bösen Fürsten
den Armen Brot gibt und nicht ahnt,
daß sie weit mehr nach Freiheit dürsten.

Du Wald, in dem als Junker Jörg
der Luther sich auf dunklen Pfaden
vor seinem Papst verbirgt, indes
rings die Gewitter sich entladen.

Du Wald, in dem der Genius
des deutschen Volkes sich entzündet,
von dessen Burg die Burschenschaft
das Recht auf deutsche Einheit kündet.

Mein Blick wird hell bei deinem Lied,
das seinen Flug nimmt in die Lande.
Mein Blick wird dunkel, denke ich
an Buchenwald und unsre Schande.

Du Wald, der Zeiten übersteht,
du siehst befreites Volk am Werke.
Es kommt zu dir, du nimmst es auf
und gibst zu neuem Tun die Stärke.

So biete unsren Augen wie
den Herzen in bewährter Weise
im Sommer den besonnenen Hang,
im Winter die verschneite Schneise.

W. Tkaczyk

Südthüringer

Heimatkalender

Ein Jahrbuch für Natur und Heimat

Redaktion: Harald Dressel

Redaktionsbeirat: Rolf Tröstrum,
Heinz Eingrüber, Hugo Herber, Walter Werner

Herausgeber: Bezirksleitung Suhl des Deutschen Kulturbundes

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Natur und Kunst	29
Was wollen wir?	29
Erkennt die Gefahr	31
Bauerbach – Dorf der Volkskünstler	32
Schloß Bibra	35
Kämpfen wie Karl Liebknecht	36
Ferien in Südthüringen	39
Ein Künstler unserer Tage	40
Zauberwort Schaumglas	42
Beim Rübenverziehen	44
Die Suhler Sagensteine	46
Sommermorgen	49
Die schwimmende Insel auf dem Hautsee	50
Grabhügel – wichtige Zeugnisse der Geschichte	52
Kleines Lied von der Linde	55
Wußten Sie schon, daß . . .	55
Altmeister der Schnitzkunst	56
Ach Hänsche, bos flänntest?	57
Wie das Dorf Merkers zu seinem Namen gekommen ist	58
Mißbrauchte Heimatliebe	59
Neue Ausgrabungen bronzezeitlicher Hügelgräber	64
Bäume und Hecken in Dorfbild und Flur	66
Hautsee – Sagen der mittleren Werra	68
Blätter	68
Ludwig-Gartenhaus	70
Urlaub an der See	72
Lehr- und Schaubergwerk Asbach	73
Muffelwild im Rhönwald	74
Alte Traditionen zu neuem Leben	76
Der Dompfaff und sein Lehrer	81
Das Meininger Mastodon	82
Star un Kater	85
Suhler Handfeuerwaffen im 16. Jahrhundert	86
Von seltsamen Gipfelblüten beim Roten Fingerhut	90
Kleinode unserer Heimat	92
Von Holzordnungen und dem „Schmalkalder Waldbüchlein“	94
Über Füchse und anderes Getier	96
Sie schützen unsere Heimat	99
Der Tod der Hexe	102
Sehnsucht	109
Das Geheimnis von Hildburghausen	110
Waldmärchen	116
Gellende Schreie an züngelnden Flammen	118



JANUAR

1 **Neujahr**

2 Dienstag

3 Mittwoch

4 Donnerstag

5 Freitag

6 Sonnabend

7 **Sonntag**

8 Montag

9 Dienstag

10 Mittwoch

11 Donnerstag

12 Freitag

13 Sonnabend

14 **Sonntag**

15 Montag

16 Dienstag

17 Mittwoch

18 Donnerstag

JANUAR

Freitag 19

Sonnabend 20

Sonntag 21

Montag 22

Dienstag 23

Mittwoch 24

Donnerstag 25

Freitag 26

Sonnabend 27

Sonntag 28

Montag 29

Dienstag 30

Mittwoch 31

Notizen: _____

FEBRUAR

1 Donnerstag

2 Freitag

3 Sonnabend

4 **Sonntag**

5 Montag

6 Dienstag

7 Mittwoch

8 Donnerstag

9 Freitag

10 Sonnabend

11 **Sonntag**

12 Montag

13 Dienstag

14 Mittwoch

15 Donnerstag

16 Freitag

17 Sonnabend

FEBRUAR

Sonntag 18

Montag 19

Dienstag 20

Mittwoch 21

Donnerstag 22

Freitag 23

Sonnabend 24

Sonntag 25

Montag 26

Dienstag 27

Mittwoch 28

Notizen:

MÄRZ

1 Donnerstag

2 Freitag

3 Sonnabend

4 **Sonntag**

5 Montag

6 Dienstag

7 Mittwoch

8 Donnerstag

9 Freitag

10 Sonnabend

11 **Sonntag**

12 Montag

13 Dienstag

14 Mittwoch

15 Donnerstag

16 Freitag

17 Sonnabend

MÄRZ

Sonntag 18

Montag 19

Dienstag 20

(Frühlingsanfang) Mittwoch 21

Donnerstag 22

Freitag 23

Sonnabend 24

Sonntag 25

Montag 26

Dienstag 27

Mittwoch 28

Donnerstag 29

Freitag 30

Sonnabend 31

Notizen:

APRIL

1 **Sonntag**

2 Montag

3 Dienstag

4 Mittwoch

5 Donnerstag

6 Freitag

7 Sonnabend

8 **Sonntag**

9 Montag

10 Dienstag

11 Mittwoch

12 Donnerstag

13 Freitag

14 Sonnabend

15 **Sonntag**

16 Montag

17 Dienstag

18 Mittwoch

APRIL

Donnerstag 19

Karfreitag 20

Sonnabend 21

Ostersonntag 22

Ostermontag 23

Dienstag 24

Mittwoch 25

Donnerstag 26

Freitag 27

Sonnabend 28

Sonntag 29

Montag 30

Notizen: _____

MAI

1 **Internationaler Kampf- und
Feiertag der Werktätigen**

2 Mittwoch

3 Donnerstag

4 Freitag

5 Sonnabend

6 **Sonntag**

7 Montag

8 **Tag der Befreiung**

9 Mittwoch

10 Donnerstag

11 Freitag

12 Sonnabend

13 **Sonntag**

14 Montag

15 Dienstag

16 Mittwoch

17 Donnerstag

18 Freitag

19 Sonnabend

MAI

Sonntag 20

Montag 21

Dienstag 22

Mittwoch 23

Donnerstag 24

Freitag 25

Sonnabend 26

Sonntag 27

Montag 28

Dienstag 29

Mittwoch 30

Himmelfahrt 31

Notizen:

JUNI

1 Freitag

2 Sonnabend

3 **Sonntag**

4 Montag

5 Dienstag

6 Mittwoch

7 Donnerstag

8 Freitag

9 Sonnabend

10 **Pfingstsonntag**

11 **Pfingstmontag**

12 Dienstag

13 Mittwoch

14 Donnerstag

15 Freitag

16 Sonnabend

17 **Sonntag**

18 Montag

JUNI

Dienstag 19

Mittwoch 20

(Sommersanfang) Donnerstag 21

Freitag 22

Sonnabend 23

Sonntag 24

Montag 25

Dienstag 26

Mittwoch 27

Donnerstag 28

Freitag 29

Sonnabend 30

Notizen: _____

JULI

1 **Sonntag**

2 Montag

3 Dienstag

4 Mittwoch

5 Donnerstag

6 Freitag

7 Sonnabend

8 **Sonntag**

9 Montag

10 Dienstag

11 Mittwoch

12 Donnerstag

13 Freitag

14 Sonnabend

15 **Sonntag**

16 Montag

17 Dienstag

18 Mittwoch

JULI

Donnerstag 19

Freitag 20

Sonnabend 21

Sonntag 22

Montag 23

Dienstag 24

Mittwoch 25

Donnerstag 26

Freitag 27

Sonnabend 28

Sonntag 29

Montag 30

Dienstag 31

Notizen:

AUGUST

-
- 1 Mittwoch
-
- 2 Donnerstag
-
- 3 Freitag
-
- 4 Sonnabend
-
- 5 **Sonntag**
-
- 6 Montag
-
- 7 Dienstag
-
- 8 Mittwoch
-
- 9 Donnerstag
-
- 10 Freitag
-
- 11 Sonnabend
-
- 12 **Sonntag**
-
- 13 Montag
-
- 14 Dienstag
-
- 15 Mittwoch
-
- 16 Donnerstag
-
- 17 Freitag
-
- 18 Sonnabend
-

SEPTEMBER

1 Sonnabend

2 **Sonntag**

3 Montag

4 Dienstag

5 Mittwoch

6 Donnerstag

7 Freitag

8 Sonnabend

9 **Sonntag**

10 Montag

11 Dienstag

12 Mittwoch

13 Donnerstag

14 Freitag

15 Sonnabend

16 **Sonntag**

17 Montag

18 Dienstag

OKTOBER

1 Montag

2 Dienstag

3 Mittwoch

4 Donnerstag

5 Freitag

6 Sonnabend

7 **Tag der Republik**

8 Montag

9 Dienstag

10 Mittwoch

11 Donnerstag

12 Freitag

13 Sonnabend

14 **Sonntag**

15 Montag

16 Dienstag

17 Mittwoch

18 Donnerstag

OKTOBER

Freitag 19

Sonnabend 20

Sonntag 21

Montag 22

Dienstag 23

Mittwoch 24

Donnerstag 25

Freitag 26

Sonnabend 27

Sonntag 28

Montag 29

Dienstag 30

Mittwoch 31

Notizen:

NOVEMBER

1 Donnerstag

2 Freitag

3 Sonnabend

4 **Sonntag**

5 Montag

6 Dienstag

7 Mittwoch

8 Donnerstag

9 Freitag

10 Sonnabend

11 **Sonntag**

12 Montag

13 Dienstag

14 Mittwoch

15 Donnerstag

16 Freitag

17 Sonnabend

18 **Sonntag**

NOVEMBER

Montag 19

Dienstag 20

Bußtag 21

Donnerstag 22

Freitag 23

Sonnabend 24

Sonntag 25

Montag 26

Dienstag 27

Mittwoch 28

Donnerstag 29

Freitag 30

Notizen:

DEZEMBER

1 Sonnabend

2 **Sonntag**

3 Montag

4 Dienstag

5 Mittwoch

6 Donnerstag

7 Freitag

8 Sonnabend

9 **Sonntag**

10 Montag

11 Dienstag

12 Mittwoch

13 Donnerstag

14 Freitag

15 Sonnabend

16 **Sonntag**

17 Montag

18 Dienstag

DEZEMBER

Mittwoch 19

Donnerstag 20

Freitag 21

(Wintersanfang) Sonnabend 22

Sonntag 23

Montag 24

1. Weihnachtsfeiertag 25

2. Weihnachtsfeiertag 26

Donnerstag 27

Freitag 28

Sonnabend 29

Sonntag 30

Silvester 31

Notizen:

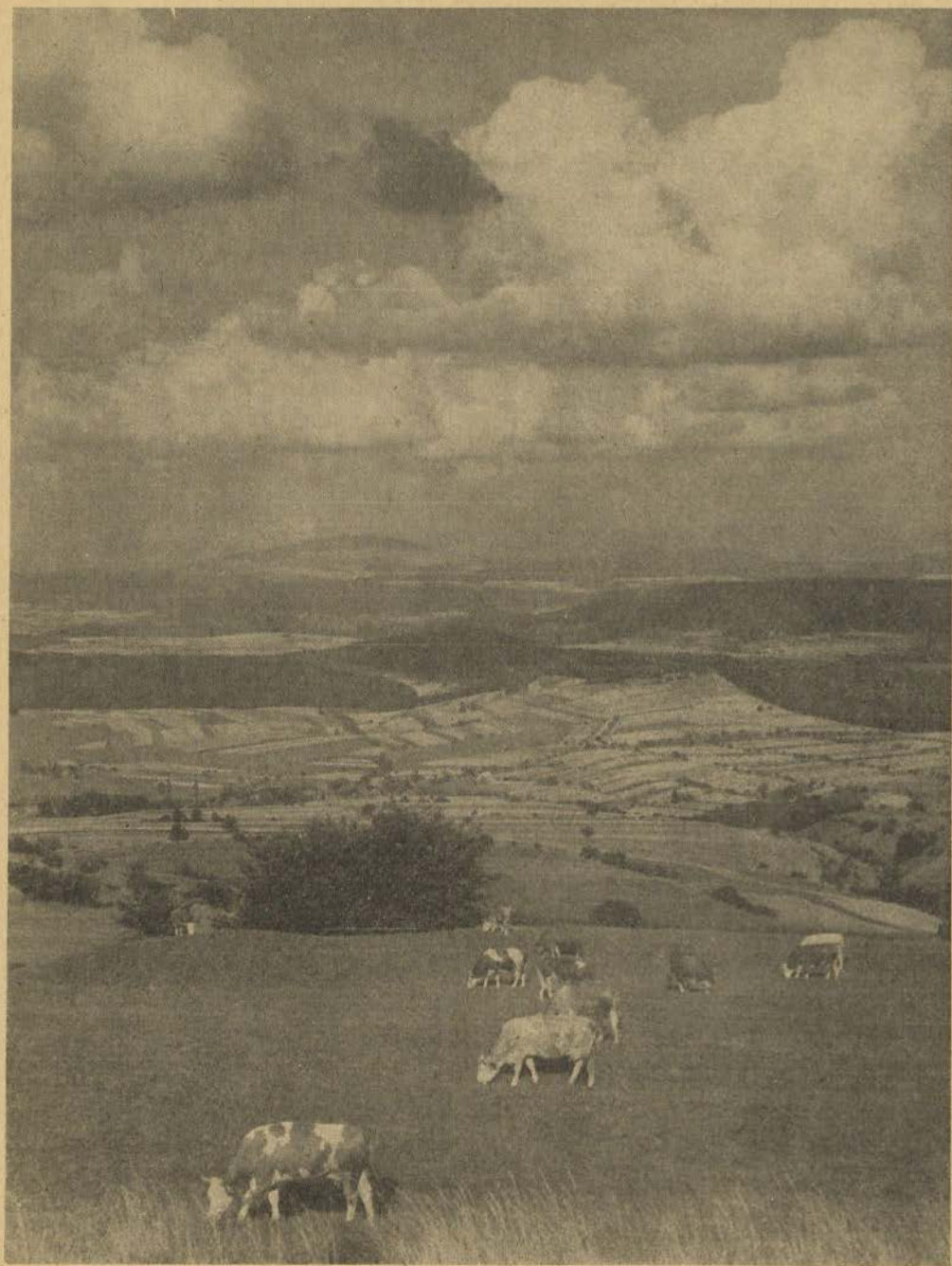


Foto: Werner Remd

Blick von der Hohen Geba in der Rhön auf die Felder um Stepfershausen und zum Thüringer Wald

Natur und Kunst

*Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.*

*Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.*

*So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.*

*Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.*

Was
wollen
wir?

Von Oberstudienrat Willi Degen

*Vorsitzender der Bezirksleitung des
Deutschen Kulturbundes*

Diese Zeilen wurden geschrieben, während in Moskau der XXII. Parteitag der KPdSU stattfand.

Welch ein Programm wurde dort beraten! Die schöpferische Kraft des Menschen verändert weite Räume, gestaltet diese nach den Bedürfnissen des Menschen und formt die Erde nach den eigenen nützlichen und kulturellen Wünschen planmäßig um. Aus weiten Steppengebieten werden blühende Kulturlandschaften, in Regionen des Nordens dringt der Mensch vor und baut glanzvolle Städte, Wüsten verschwinden und wer-

den zu weiten Obstanbau- und Erholungszentren. Straßen und Eisenbahnlinien durchziehen diese Landschaften und verbinden zusammen mit einem engen und weitgreifenden Netz des Luftverkehrs die Siedlungen der Menschen.

So steht mit diesem Programm des 20. Jahrhunderts der weitere Aufstieg einer neuen Menschheitsepoche vor uns, die als immanenter Bestandteil die brüderliche Verbundenheit, die in der Realität des kommunistischen Humanismus alle Bestrebungen großer und edler Menschen und progressiver

Volksbewegungen in sich einmünden läßt. Träume und Zielstellungen fanden in wissenschaftlicher Durchdringung durch Marx und Engels in der exakten Lehre von Natur und Gesellschaft ihre theoretische Begründung und mit Lenin ihre Umwandlung in die Wirklichkeit unserer Tage.

Wir Bürger der Deutschen Demokratischen Republik im Bezirk Suhl erleben über die Weite der Entfernungen hinweg mit unserer unmittelbaren Beteiligung am Kampf in der Erfüllung unserer Pläne und mit der bewaffneten Sicherung des ersten deutschen Friedensstaates die sieghafte Formung der Heimat der Sowjetmensch durch die gewaltige Kraft der kommunistischen Gesellschaft so eindringlich mit, daß ihre Heimat zu unserer Heimat, ihr Kampf zu unserem Kampf und die gemeinsamen Erfolge zu Erfolgen des ganzen sozialistischen Lagers werden.

Die Enge der Auffassung über Heimat und Heimatpflege, wie sie sich in der rührseligen Vereinsmeierei der untergehenden bürgerlichen Gesellschaft eingepreßt hatte, wurde vom Menschen der sozialistischen Ordnung gesprengt und überwunden. In unserer DDR ist die Pflege des Heimatgedankens und der Heimatliebe unter der Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei, in der Praxis zur bewußten Anwendung der Theorie und der Methode des dialektischen und historischen Materialismus in der Entwicklung und Formung der Heimat durch den Menschen geworden.

Die Menschen unseres Bezirkes wenden sich mit allen Bürgern unseres Arbeiter- und Bauern-Staates und den fortschrittlichen Kräften ganz Deutschlands gegen den Mißbrauch der Heimatliebe für Revanchismus und Chauvinismus, wie er sich in Westdeutschland unter dem Einfluß der führenden Kräfte des zum Untergang verurteilten verfallenden monopolistischen und militaristischen Systems breitgemacht hat.

Auch der Begriff der Heimat ist klassengebunden. Für die Werktätigen bringt erst der Sozialismus ein neues, schöpferisches und im umfassenden Sinne humanistisches Heimatbewußtsein hervor. Für uns sind nicht nur die natürlichen Gegebenheiten und die

baulichen Werke im Begriff der Heimat enthalten, sondern vor allem der soziale Lebensbereich ist es, der in der Beziehung der Menschen untereinander das Heimatbewußtsein trägt. Deshalb verwerfen wir das nur untätige Genießen und erkennen, daß unser Heimatbegriff das aktive Gestalten der Heimat, ihren sozialistischen Aufbau und die Bereitschaft zur Verteidigung unseres Arbeiter- und Bauern-Staates in sich einschließt. Dr. Erik Hühns, Berlin, definiert ganz richtig: „Unsere Heimat ist der Lebensbereich, den wir gesellschaftlich und produktiv ausfüllen, den wir lieben und den wir sozialistisch gestalten. Unsere Heimat ist die Deutsche Demokratische Republik, in der wir den Sozialismus aufbauen, unsere Heimat soll einmal ein von den Imperialisten befreites friedliches Deutschland werden.“

Man muß hinzusetzen, daß diese Heimat Bestandteil des großen, mächtigen sozialistischen Lagers und durch die Erfüllung historischer Notwendigkeiten zum allein rechtmäßig existierenden deutschen Staat geworden ist, in dem die Belange der Nation verfochten und verwirklicht werden.

Wir rufen deshalb alle Bürger unseres Bezirkes zur Mitarbeit auf. Vor allem wenden wir uns an die Arbeiter, Bauern, Angestellten und Intellektuellen, sich in der Heimatforschung zu betätigen und – wie in der Gemeinde Schönbrunn – im Dorfklub ein reiches kulturelles Leben zu entwickeln.

Viele hervorragende Beispiele hat unser Bezirk aufzuweisen. Denken wir an Bauerbach, an die Höhlenfeste in Bad Liebenstein und an die gut organisierte Arbeit der Natur- und Heimatfreunde in Tiefenort.

Die Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung im Bezirk und die Sicherung und Pflege der Arbeitergedenstätten sind äußerst wichtige gesellschaftliche Aufgaben. Auch unsere Heimatliteratur müßte erfaßt werden und in den Bibliotheken der Dörfer, Städte, Kreise und im Bezirk jederzeit erreichbar sein.

Alle diese wichtigen Fragen, die hier nur beispielhaft aus einer Vielzahl von Möglichkeiten angeführt wurden, sollen im Jahreskalender des Deutschen Kulturbundes anregend und unterhaltend besprochen und diskutiert werden.

ERKENNT DIE GEFAHR

*Zwischen dem Heute und Morgen reckt
ein Schatten sich hoch und überdeckt
alles Sein, jedes Licht.*

*Zwischen dem Heute und Morgen droht
aus keimendem Leben schon der Tod.
Seht ihr ihn nicht?*

*Eßt ihr und trinkt und tanzt und liebt,
während das Grauen euch schon umgibt,
das euch lauend umwacht?
Geht ihr schlafwandelnd auf blumiger Flur?
Ihr geht wie auf Dächern! Ein Fehltritt nur,
und ihr stürzt in die Nacht.*

*Wacht auf! Dann habt die Gefahr ihr erkannt,
dann habt ihr zur Hälfte sie schon gebannt.
Erkennt die Gefahr!
Der Schatten des Krieges, er duckt sich, wird still
vor dem Wollen der Masse, die Frieden will.
Das macht euch klar.*

*Es wächst aus Millionen empor eine Wand,
sie breitet sich mitten durch Stadt und Land,
sie wankt nicht und hält.
Seid Steine und mauert sie jugendicht,
daß der Ansturm des Krieges an ihr zerbricht:
Baut den Frieden der Welt!*



HEINZ EINGRÜBER

Bauerbach – Dorf der Volkskünstler

In den vergangenen drei Jahren haben über 45 000 Besucher die Aufführung der „Bauerbacher“ gesehen. Damit hat das Arbeiter- und Bauern-Theater einige Werke Schillers allen Werktätigen nahegebracht und, davon sind wir überzeugt, durch Schillers Worte auch eine unmittelbare Aufgeschlossenheit der Menschen für die Lebensfragen unserer Nation heute erreicht. Nicht geringer jedoch ist die künstlerische Kraft gewesen, die von diesen Aufführungen ausstrahlte: Für manche dieser Südhüringer Bauern und Arbeiter mag es die erste und zugleich fordernde Begegnung mit den großen nationalen und gesellschaftskritischen Werken Schillers gewesen sein. Wir wollen uns noch einmal daran erinnern, welch uneingeschränkte, vor allem auch gefühlsbetonte Wirkung davon ausging, als hier Arbeiter und Bauern als Volkskünstler den Rütli-Schwur aus dem „Tell“ unweit

der Staatsgrenze, die heute noch so einschneidend sich durchs Land zieht und Deutsche von Deutschen trennt, sprachen. Oder denken wir an den Kampf der Libertiner und „Räuber“ um eine neue Welt sozialer Gerechtigkeit, zum Scheitern verurteilt, weil nicht die Revolte einzelner, sondern nur die Kraft des Kampfes der Werktätigen als formierte Klasse Erfolg verheißt. Nicht zuletzt, und das war zweifellos der Höhepunkt der letztjährigen Spielzeit – wurde sinnhaft für den Zuschauer die Geißel der volksfremden Soldateska und die tiefe Friedenssehnsucht der Bauern und Bürger in „Wallensteins Lager“ ausgebreitet.

Wo liegen die Ursachen dieser Erfolge? Man hat gelegentlich und vor allem auch in Zeitungen der Bundesrepublik vom „Phänomen Bauerbach“ gesprochen. Können wir uns mit einem Wunder zufriedengeben?

Keineswegs! Die Tätigkeit des Arbeiter- und-Bauern-Theaters „Friedrich Schiller“ in Bauerbach ist der schönste Beweis für Wert und Richtigkeit unserer sozialistischen Kulturpolitik. Die Forderungen und Anregungen, die von der Bitterfelder Konferenz ausgingen, fanden bei den Bauerbacher Werktätigen größte Zustimmung. Die immer größer werdenden persönlichen kulturellen Bedürfnisse drängen auch zur kulturellen Selbstbetätigung. Und was lag näher, als im Schillerort Bauerbach die Aufführung seiner Dramen in die Tat umzusetzen? Indem die Bauerbacher selbst Kunst produzierten, befähigten sie sich auch zugleich, die Schätze unseres nationalen Kulturerbes sich selbst anzueignen.

1905 spielten die Bauerbacher Schulkinder Szenen aus Schillerdramen. An den Bestrebungen der sogenannten „Nationalstiftung Schiller in Bauerbach“ hatten die Bauerbacher selbst aber nur wenig Anteil.

Auch konnte der Plan, in Bauerbach Festspiele durchzuführen, erst 1932, also anlässlich der 150. Wiederkehr des Jahres von Schillers Ankunft in Bauerbach, verwirklicht werden. Allerdings waren die tragenden Rollen des „Tell“ – 1934 folgten „Die Räuber“ – von Berufsschauspielern des damaligen Landestheaters dargestellt worden. Die Mitwirkung der Bauerbacher blieb im ganzen auf Nebenrollen und Statisterie eingestellt. Die faschistischen Kriegsvorbereitungen aber bewirkten, daß all diese guten Ansätze verkümmern mußten. Erst im Schillerjahr 1955 wurde durch das nunmehrige „Meininger Theater“ wiederum „Wilhelm Tell“ auf der so einzigartigen Naturbühne aufgeführt. Das regte die Theaterbegeisterung der Bauerbacher erneut an. Ende 1955 wurde eine Laien-

spielgruppe gegründet, über die die VdgB die Patenschaft übernahm. Dieser dramatische Zirkel unterschied sich keineswegs von denen in anderen Dörfern. Das Schillerjahr 1959 aber weckte durch größere Aufgaben die Tatkraft der Bauerbacher, der große qualitative Sprung von der Kulturgruppe zum Arbeiter- und-Bauern-Theater gelang.

Die Mühe einer „Tell“-Inszenierung, die das „Neue Deutschland“ nach der Premiere als „großartiges Volksfest der Schillerehrung“ bezeichnete, wurde voll und ganz gelohnt. Der wahrhaft volkstümliche Beitrag der Bauerbacher zum Schillerjahr fand weit über die Grenzen unserer Republik hinaus Widerhall und Anteilnahme. Hier war aufs eindrucksvollste bewiesen, daß Schiller im Arbeiter- und-Bauern-Staat nicht nur gepflegt, sondern geradezu als großer nationaler Dichter auch für den nationalen Befreiungskampf unserer Tage Vorbild wurde. Die Bauerbacher aber selbst erhielten am 4. Juli 1959 das Recht



Aus „Wallensteins Lager“

verliehen, sich Arbeiter-und-Bauern-Theater „Friedrich Schiller“ nennen zu dürfen. Die Aufführung war damit zur Geburtsstunde des ersten Arbeiter-und-Bauern-Theaters im Bezirk Suhl geworden.

Trotzdem mag es 1959 noch Skeptiker gegeben haben, die meinten, die Bauerbacher hätten eben im Schillerjahr solche Tatkraft bewiesen, und es bleibe abzuwarten, ob die Flamme der Begeisterung auch künftig weiterlodere. Die Volkskünstler haben diese Zweifler eines Besseren belehrt. Das Arbeiter-und-Bauern-Theater hat inzwischen drei erfolgreiche Spieljahre hinter sich gebracht. Die Kraft künstlerischer Gestaltung ist gewachsen, dank der selbstlosen Hilfe der Künstler des Meininger Theaters haben die Laienkünstler sich zu Volkskünstlern entwickelt, die Gestaltungsmittel und sprachliche Ausprägung einer Rolle sich anzueignen suchen. Kräfte, die man in einer solchen kleinen Gemeinde von 385 Einwohnern gar nicht vermutet hätte, sind herangewachsen, Beweis für den unerschöpflichen Born künstlerischer Volkskräfte. Die Bauerbacher sind eine echte Gemeinschaft geworden. Nicht einer im Ort, der nicht in irgendeiner Weise



*Der Malerbrigadier Kurt Dittmar
als Schweizer in Schillers „Räuber“*

an seinem Platz zum Gelingen des Ganzen beiträgt. Und wenn diese echte Gemeinschaftsleistung auch die Namen der einzelnen zurücktreten läßt, einer soll doch genannt sein: Edmund Baumbach. Ihm ist es zu danken, wenn in der vergangenen Zeit sich geradezu ein neuer Bauerbacher Stil der Schiller-Inszenierung herausgebildet hat: ein Stil, der seine Aufgabe darin sieht, auf bestmögliche Art der Aussage des Stücks zu dienen, volkstümlich, voll echten Pathos, ganz der oft atemberaubenden Handlung dieser Schillerdramen verschworen.

Das Arbeiter-und-Bauern-Theater „Friedrich Schiller“ in Bauerbach hat hohe Auszeichnungen erhalten. Es ist Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Silber und des Preises für künstlerisches Volksschaffen 1960.

Intendant und Künstler des Meininger Theaters, die selbstlos ihre Fähigkeiten und ihr Wissen helfend in den Dienst der Bauerbacher Aufführungen stellten, und auch Mitglieder des Ensembles selbst sind Träger hoher staatlicher Auszeichnungen geworden. All das verpflichtet die Volkskünstler, auf



dem eingeschlagenen Wege künstlerischer Betätigung weiterzuschreiten, nach wie vor Ansporn und Beispiel für andere Laiengruppen im Bezirk. Wenn auch Schillerdramen die Hauptstützen des Repertoires bleiben sollen, so denkt man doch daran, auch andere Werke der Klassik und vor allem auch große nationale Dramen unserer sozialistischen Dramatik, vor allem die Werke Friedrich Wolfs, zu erarbeiten. Dabei läßt man sich leiten von dem, was Schiller sagte, als

er überdachte, was eine Schaubühne eigentlich bewirken könne: „Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute, stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde.“ Die Bauerbacher sehen ihre größte Aufgabe darin, ihrem Publikum die Vergangenheit zum Nutzen für die Gegenwart erläutern zu helfen und mit den Mitteln der dramatischen Kunst für Einheit und Frieden unseres gemeinsamen Vaterlandes zu wirken.

Schloß Bibra

*Verwünsch'nes kleines Wasserschloß,
wo sind die Ritter und der Troß;
es ist verschmolzen mit der Zeit
rings in der Dorfeswirklichkeit.*

*Vor'm Brückenzug uralt die Linde,
Wehrgänge zier'n Jasmin und Winde;
den Graben mützt ein Schrebergarten,
Moospolster im Verfall der Scharten.*

*Die Quadern heißen Bauernfleiß,
und in dem Mörtel perlt noch Schweiß
der rührigen gequälten Hände . . .,
doch ziert solch Lob erst heut' die Wände.*

*Vermorscht' Gebälk, Weimwildgeranke
wogt über nagendem Verfall.
Im Blattwerk, wie ein Lichtgedanke,
zerglüht der Sonne Goldmetall.*

Dr. Gertrud Goldbach



Schön ist unser Südthüringer Land; herb und doch eigenartig schön. Dieses Land, das sich von einem Ende des Thüringer Waldes bis zum anderen erstreckt, ist der heutige Bezirk Suhl. Fast die Hälfte seiner Fläche wird forstwirtschaftlich genutzt. Im Werratal reift gutes Brot.

Die Werra, die als Quellfluß der Weser dem Land am Südhang des Thüringer Waldes das Gepräge gibt, durchfließt vier von den acht Kreisen, die den Bezirk Suhl bilden. Zahlreichen Industriebetrieben liefert sie das notwendige Wasser, darunter dem größten Kalikombinat Europas, das den stolzen Namen „Ernst Thälmann“ trägt. Das „weiße Gold“, wertvolles Kalisalz, wird in drei großen Werken von zirka 10 000 Kumpels gefördert. Das Spielzeug aus Sonneberg, die Mercedes-Büromaschinen aus Zella-Mehlis, die Thermometer und das Porzellan aus Ilmenau, die Erzeugnisse der Glasbläser aus Lauscha, die Motorräder und Jagdwaffen aus Suhl und die Werkzeuge aus Schmalkalden haben Weltruf.

Das ganze Jahr hindurch, Sommer wie Winter, erholen sich viele Tausende Urlauber in den Bergen des Thüringer Waldes. Die Bäder in Bad Liebenstein und Bad Salzungen geben den Kranken Heilung und Erholung. Meiningen – sein Theater hat reiche Traditionen – und Suhl mit dem neuen Kulturhaus sind die kulturellen Zentren des Bezirkes.

Uns gehört dieses Land, uns, den Arbeitern, den Bauern, der Intelligenz und allen Werktätigen, gehört sein Reichtum. Das war nicht immer so. Erst knapp 17 Jahre sind ins Land gegangen, seit wir das änderten. Viele haben das schon wieder vergessen. Sie sagen: „Damals – das ist die Vergangenheit“ und fragen: „Warum sollen wir an die dunklen Zeiten unserer Not zurückdenken, wenn unser Weg von Jahr zu Jahr heller wird und immer rascher aufwärts führt?“

O ja – das ist notwendig und wichtig, darüber zu sprechen, den das Heute wuchs aus dem Gestern, und das Morgen wird aus dem Heute geboren. Wir Älteren erinnern uns oft der Not- und Kampfzeiten. Täglich denken wir an sie, weil jede neue Schule, jede neue Wohnung, jeder neue Kindergarten, jedes neue Klubhaus oder Kulturhaus ein

Kämpfen wie Karl Liebknecht

Erinnerungen des Arbeiterveteranen

Hugo Herber

Erfolg unseres sozialistischen Aufbaus ist und uns an damals denken läßt, uns zu Vergleichen zwischen damals und heute zwingt. Damals kämpften wir darum, endlich Mensch zu werden und nicht mehr Arbeitsklave zu sein. Heute aber kämpfen wir darum, niemals wieder Arbeitsklave zu werden, um Menschen zu bleiben.

Jetzt, wo der Volkskampf um die Zügelung und Bändigung des westdeutschen Militarismus einen Höhepunkt erreicht hat, ist es mehr denn je notwendig, an damals zu denken.

Am 13. August 1961 feierten wir den 90. Geburtstag des Genossen Karl Liebknecht. Dieser konsequente Kämpfer gegen den Militarismus und Krieg fiel am 15. Januar 1919 zusammen mit Rosa Luxemburg von Mörderhand. Aber die Stimme des Mannes, der die Arbeiterjugend, auch mich, im antiimperialistischen Geiste erzogen, der 1914 die Bewilligung der Kriegskredite verweigerte und am 1. Mai 1916 in Berlin auf dem Potsdamer Platz den Massen sein „Nieder mit dem imperialistischen Krieg!“ zugerufen hatte, konnten sie nicht zum Schweigen bringen. Davon zeugen auch die literarischen und künstlerischen Werke, die zu Karl Liebknechts Gedenken entstanden und immer wieder geschaffen werden.

Als junger Holzarbeiter, 18 Jahre alt, wurde ich im Frühjahr 1918 zur Armee des Kaisers eingezogen. So kam ich als junger Arbeiter nach Berlin, erlebte dort die Novemberrevolution 1918 und die revolutionären Kämpfe vom Herbst 1918 bis Ende März 1919.

Deutschlands hellster Tag war angebrochen, der 9. November 1918. Mit einem Flugblatt in der Hand, das mir zugeworfen worden war und in dem den Arbeitern und Soldaten zugerufen wurde: „Nun ist eure Stunde gekommen!“ strömte ich inmitten Hunderttausender mit in den Berliner Lustgarten. Wir jubeln Karl Liebknecht zu, der auf dem Oberdeck eines Kraftwagens steht und zu den Massen spricht. Minuten später erscheint Karl Liebknecht auf dem Balkon des Schlosses. Von dort verkündet er die nächsten Ziele des Kampfes, ruft den Arbeitern und Soldaten zu: „Nun beweist, daß ihr

stark seid, nun zeigt, daß ihr klug seid, die Macht zu gebrauchen. Hoch die sozialistische Republik! Es lebe die Internationale!“ Unverßlich ist mir dieser Tag, unvergeßlich mein erstes Zusammentreffen mit dem Genossen Karl Liebknecht. Sein Mut und seine aufrüttelnden Worte entfachten in meinem jungen Arbeiterherzen den glimmenden Funken der Revolution zur lodernden Flamme. Ende März 1919 wieder in meinem Heimatdorf, dem heutigen Luisenthal bei Oberhof, angekommen, klärte ich die Arbeiter darüber auf, daß nur eine konsequente revolutionäre marxistische Politik der Arbeiterklasse, den Werktätigen den Sieg bringen kann. Die fortgeschrittensten Arbeiter erkannten das. Die Ortsgruppe der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands trat geschlossen zur Kommunistischen Partei Deutschlands, zur Partei Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs, über. Die Einheit der Arbeiterklasse war geschmiedet. Vom April 1919 ab gab es in meinem Heimatdorf nur noch eine Arbeiterpartei, die Kommunistische Partei Deutschlands.

1922 eroberte die Partei im Gemeinderat die absolute Mehrheit. Getragen vom Vertrauen der übergroßen Mehrheit der Einwohner, wählte man mich zum Bürgermeister. Das war erstmalig in der Geschichte des Dorfes, ja im damaligen Deutschland, daß ein junger Arbeiter, ein Kommunist, zum Bürgermeister gewählt wurde. Genosse Karl Liebknecht, der unerschrockene und unbestechliche Kämpfer für die Sache der Revolution, hatte Pate gestanden, er war unser aller, er war mein leuchtendes Vorbild.



Revolutionäre Arbeiter mit erbeutetem Panzerwagen

So wie er, kämpften auch wir gegen die Reaktion, gegen den Militarismus, gegen den Krieg und Opportunismus. Dieser konsequente Kampf stärkte und festigte unsere Reihen. Wir blieben auch stark, als 1930 der Nazikriegsverbrecher Frick als Innenminister in die damalige Thüringer Ordnungsbundregierung einzog und die kommunistischen Bürgermeister mit Gewalt absetzte.

Kämpfen wie Karl Liebknecht, das war auch in den Märztagen 1920 unsere Losung. Vor 42 Jahren, als die Reaktionäre aller Schattierungen unter der Führung von Kapp und Lüttwitz in Deutschland nach einer Militärdiktatur strebten, stand die Arbeiterklasse auf wie ein Mann. Auch in Suhl, Zella-Mehlis, den umliegenden Arbeiterdörfern und in Gotha und Ohrdruf erhoben sich die Arbeiter.

Geschlossen folgten sie dem Aufruf zum Generalstreik. Doch dabei blieb es nicht. Sie holten aus den Fabriken, Polizeistationen und von den „Bürgerwehren“ die Gewehre. Damit sprachen sie eine harte und unmißverständliche Sprache. Am Nachmittag des 16. März 1920 war bei uns die Lage folgendermaßen: In Suhl waren die weißen Truppen geschlagen und gefangengenommen. Die revolutionäre Arbeiterschaft beherrschte den ganzen Südthüringer Raum. Von Gotha war eine Regierungsdelegation nach Zella-Mehlis gekommen. In Gotha hatte die Konterrevolution die Arbeiterklasse überwältigt.

Hilfe war dringend notwendig. Diese wurde sofort organisiert. Am Abend desselben Tages marschierten auf der Straße von Zella-Mehlis nach Oberhof in Richtung Ohrdruf und Gotha über 1500 bewaffnete Kämpfer. Der Truppenübungsplatz bei Ohrdruf war in den Märztagen 1920 ein besonders fester Stützpunkt der putschenden Militaristen. Die Arsenale waren mit Waffen aller Art bis obenhin gefüllt, und in den Mannschaftsunterkünften wimmelte es von Kapp-Söldnern. Das alles war uns Arbeitern jenseits des Thüringer Waldes bekannt. Bekannt war uns aber auch, daß starke bewaffnete Arbeiterkolonnen von Zella-Mehlis und Suhl sich auf dem Marsch über die Höhen des Thüringer Waldes nach Ohrdruf und Gotha befanden. Aber die Straße nach

Gotha war erst vollkommen frei, wenn der Truppenübungsplatz gefallen war. Diese Kampfaufgabe stellten wir uns. Von zwei Seiten wurde der Truppenübungsplatz angegriffen und durch Handstreich genommen. In wenigen Stunden war der Truppenübungsplatz in Arbeiterhänden. Die Straße nach Gotha war frei. —

Die Gothaer Kasernen waren im Sturm genommen. Arbeiter aus Zella-Mehlis, die dort von den Kapp-Söldnern gefangengesetzt waren, atmeten nun wieder die reine Luft der Freiheit. Mit diesem Sieg waren aber die Putschisten noch nicht endgültig geschlagen. Starke Stützpunkte hatten sie noch in der Post, der Fliegerwerft und an anderen strategisch wichtigen Punkten in der Stadt.

Auf der Bahnhofstraße in Richtung Stadt kämpften wir uns schrittweise an die Post heran — Schutzlöcher, die an den Straßenecken ausgeworfen und mit weißen Truppen besetzt waren, mußten erst gesäubert werden. Da ging plötzlich die Kunde von Mund zu Mund: „Die Suhler und Zella-Mehlis' Arbeiter kommen mit ihrem Panzerwagen.“ Wir schauten uns um, da kamen sie schon auf der Straße von Ohrdruf auf uns zugerollt. Helle Begeisterung und Hurrarufe schallten den Kampfgefährten entgegen. Die fahrende Festung als Deckung benutzend, gingen wir nun rasch vorwärts, hinein in den Hexenkessel Post und Umgebung. Von allen Seiten waren bewaffnete Arbeiter auf dieses Ziel im Angriff. Ohrenbetäubend waren das Maschinengewehrgerassel und die Detonationen der Handgranaten. Kurz, aber hart war der Kampf. Wieder war ein befestigtes Nest der Putschisten ausgeräuchert. Am folgenden Tag wurde auch der letzte Stützpunkt, die Fliegerwerft, den reaktionären Truppen entrissen.

Als Mitkämpfer muß ich sagen, es ist eine historische Wahrheit: „Der schnelle Sieg der gut organisierten bewaffneten Arbeiterwehren gegen die von Kapp-Offizieren kommandierte Reichswehr in Gotha ist dem heldenhaften Kampf der Arbeiterwehren aus den Waldgemeinden am Fuße des Thüringer Waldes, die vorher den Truppenübungsplatz Ohrdruf im Handstreich ge-

(Fortsetzung auf Seite 34)

Ferien in Südthüringen

Alljährlich erholen sich über $\frac{1}{4}$ Million Werktätige mit ihren Familienangehörigen in den zahlreichen Kur- und Erholungsorten im Bezirk Suhl. Damit trägt der FDGB in hohem Maße zur Verwirklichung des in der Verfassung garantierten Rechts auf Erholung, Heilung und Genesung bei.

Das Kur- und Erholungswesen nahm im Verlaufe seines Bestehens im Bezirk Suhl eine stürmische Entwicklung. Nachdem die Monopolisten, Junker und Nachkriegsschieber enteignet waren, bestand die Aufgabe des sich entwickelnden Kur- und Erholungswesens darin, die Kur- und Erholungsorte, die in der Vergangenheit diesen parasitären Schichten zur Verfügung standen, den Werktätigen zugänglich zu machen. Die wenigen Erholungsheime, die die Gewerkschaften vor 1933 besaßen – im Bezirk Suhl die „Finkenmühle“, Kreis Ilmenau –, waren zerstört oder verfügten nicht über die erforderlichen Einrichtungen zur Erholung.

Seit jenen Tagen im Jahre 1947, da die Gewerkschaften die ersten Erholungsheime übernahmen bzw. einrichteten, war eine stete Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen. Dabei halfen uns die Gesetze und Verordnungen der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Durch das Gesetz der Arbeit und auch durch den Beschluß des Rates des Bezirkes Suhl aus dem Jahre 1956 wurden die Kur- und Erholungsorte verpflichtet, 90 Prozent der vorhandenen Plätze dem FDGB zur Verfügung zu stellen.

Mögen einige Zahlen diese Darlegungen veranschaulichen:

1947 waren im Bezirk Suhl nur 3 Erholungsheime mit 115 Betten vorhanden. Auch bestanden damals noch keine vertraglichen Bindungen zu Hotels, Pensionen und Gaststätten. Bis zum Jahre 1961 erhöhte sich die Zahl der Erholungsheime auf 32 mit 1 242 Betten und der Vertragseinrichtungen auf 243 mit 12 734 Betten.

Insgesamt werden im Bezirk Suhl zirka 240 000 Erholungsaufenthalte jährlich durchgeführt. Zur Durchführung dieser Erholungsaufenthalte in 61 Orten sind 20 770,16 TDM zur Verfügung gestellt worden.

Erholungsaufenthalte werden in erster Linie Gewerkschaftsmitgliedern gewährt, die sich durch ihre Arbeitsleistungen besonders auszeichnen und damit beweisen, daß sie bewußt für ihren Arbeiter-und-Bauern-Staat eintreten. In gleichem Maße werden schwere und gesundheitsschädigende Arbeit sowie soziale Gründe und langjährige Mitgliedschaft in der Gewerkschaft anerkannt. Besonders bedürftigen Kollegen können zusätz-



liche Mittel aus der Gewerkschaftskasse zur Verfügung gestellt werden.

Die Einrichtungen des Kur- und Erholungswesens in der DDR und besonders im Bezirk Suhl sind der Beweis eines großen sozialen und kulturellen Fortschritts und zeigen die weiteren Perspektiven des Aufbaus solcher Errungenschaften, die bei der Vollendung unseres sozialistischen Aufbaus für die gesamte deutsche Arbeiterklasse möglich sind.

Ein Künstler unserer Tage

Von Horst Meier

Einer der bekanntesten bildenden Künstler des Bezirkes Suhl ist der in Dermbach ansässige junge Maler und Grafiker Werner Schwarz. Als bescheidener, der Republik und der Arbeiterklasse ergebener Künstler gewann er auch das Vertrauen seiner Kollegen, die ihn zum Sekretär des Bezirksverbandes Bildender Künstler Deutschlands wählten. Nicht allein die enge Bindung Werner Schwarz' an die reizvolle Landschaft der Rhön sowie seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Kalikumpeln des Werra-Gebiets kennzeichnen den Wirkungsradius dieses Künstlers. Der thematische Bogen seines Schaffens spannt sich bis zu seinen beeindruckend und farbenfreudig nacherlebten Erinnerungen, Erlebnissen und Beobachtungen einer Studienreise, die ihm der Verband vor einigen Jahren in die CSSR vermittelte.

Aquarelle, Gemälde und Kohlezeichnungen von architektonisch reizvollen Prager Stadtansichten, von slowakischen Bäuerinnen in ihren bunten Festtrachten, von der majestätischen Erhabenheit des Hochgebirges der Hohen Tatra usw. kennzeichnen, daß gerade diese Reise damals eine neue Etappe in der Entwicklung des fleißig an sich arbeitenden, autodidaktisch herangewachsenen Malers erbrachte. Weiterhin ergaben auch Studieneinsätze in der sozialistischen Landwirtschaft, in der Glasindustrie und im Erzbergbau Trusetal eine vielseitige künstlerische „Ausbeute“.

Trotz aller Vielseitigkeit der Thematik sind eine Fülle von Skizzen, Bewegungs- und Körperstudien der Kumpel unter Tage, die grafischen Blätter über die harte Berg-

mannsarbeit vor Ort, am Schrapperhaspel, am Füllort, über Bewegungen auf der Strecke sowie seine in Holz und Linol geschnittenen Porträts von Kalikumpeln und die größeren Gemälde (Schichtwechsel im Schacht, die bemerkenswerte Ansicht des Kaliwerkes „Ernst Thälmann“ sowie das jüngst entstandene Bild der zwei vor Ort bohrenden Kumpel) der bestimmende Gegenstand seiner Kunst. Nicht zuletzt auch deshalb, weil der Künstler seit längerer Zeit durch einen Vertrag mit dem Kalikombinat „Werra“ tiefen Einblick in das Denken und Fühlen, Wollen und Tun der Bergarbeiter an der Werra gewann.

„Heben wir die jahrhundertelange Isolierung der Kunst auf und überbrücken wir die Kluft zwischen Arbeitern und Kulturschaffenden!“ meinte Werner Schwarz während einer Diskussion darüber, ob der Arbeiter in der Lage sei, Kunstwerke zu beurteilen. „Ich konnte feststellen, daß die Kumpel mit sehr viel Takt an die Beurteilung meiner Arbeiten herangehen. Obwohl die Arbeiter neue Werke zunächst nur von ihrem Fachstandpunkt aus beurteilen, hatte ich doch den Eindruck, daß sie auf das Wesentliche eingingen, was ein Kunstwerk ausmacht.“ Dieses Kunstverständnis der Arbeiter wird aber auch in dem Zirkel für bildende Kunst der Kalikumpel sichtbar, den Werner Schwarz in Dorndorf leitet.

Wenn auch in vielen Zeichnungen Werner Schwarz' eine Häufung schwerer, eng aneinandergefügt dunkler Striche und Liniaturen den künstlerischen Gesamteindruck oft beeinträchtigt, hat der Maler seine ursprüngliche Zurückhaltung in der farb-

lichen Behandlung überwunden. Die Farbenfreudigkeit in seinen Gemälden, z. B. in seinem großen Ölbild vom Kaliobjekt Merkers, widerspiegelt den neuen Charakter der von kapitalistischer Ausbeutung befreiten Arbeit, die Lebensfreude in der neuen sozialistischen Gesellschaft.

„Wir Künstler müssen direkt auf das werdende Neue bei uns reagieren. Man sieht es den Arbeiten der Künstler an, ob eine ehrliche Auseinandersetzung mit dem Gegenstand dahintersteht. Der Betrachter muß spüren, daß der Künstler sich innig mit der sozialistischen Gesellschaft verbunden fühlt.

Die künstlerische Aussage muß so sein, daß man das Innere des schöpferisch werktätigen Menschen erkennt. Wenn das nicht der Fall ist, kann nicht von einem echten Kunstwerk die Rede sein.“ Das sind die Gedanken Werner Schwarz' zu einem der diffizilsten künstlerischen Probleme unserer Zeit. Und gerade der junge Dermbacher Künstler befindet sich ständig im ehrlichen Ringen mit dem Gegenstand seiner Kunst und der Weiterentwicklung seiner künstlerischen Mittel, die ihn befähigen werden, inhaltlich noch tiefschürfender und künstlerisch ergreifender seine Aussage vorzutragen.

Ölgemälde: Kalikumpel beim Bohren vor Ort



Zauberwort

Schaumglas

Eine Reportage von der höchstgelegenen
Großbaustelle der Republik

Peitschender Regen aus tiefhängenden Wolken, knöcheltiefer Schlamm, der hinter den Pneus eines mit Hohlblocksteinen beladenen LKW mit schmatzendem Geräusch zusammenschwappt – das ist das erste äußere Fluidum, das die höchstgelegene Großbaustelle unserer Republik auf mich ausstrahlt.

Obwohl es bereits kurz vor Mittag ist, hat sich die Quecksilbersäule nur mühsam wenige Striche über die Null-Markierung hinausgeschoben.

Novemberwetter, wie es auf dem Kamm des Thüringer Waldes nicht selten ist.

Robbauten von Werkhallen, Betonmischmaschinen, Baugerüste erscheinen schemenhaft inmitten der zerflatternden und sich wieder zusammenballenden Wolkensetzen. Rechts reckt sich eine Esse hervor, und im Vordergrund zerschneidet ein Kran mit seinem Lastarm die graue Wand. Ein Hupensignal, Bauarbeiter in naßglänzenden Gummianzügen befestigen Betonteile an dem herabhängenden Stahlseil.

Das alles sind Eindrücke, die man bei der Betrachtung einer Großbaustelle auffängt, Bruchstücke, die zu einem Bild von dem Neuen verschmelzen, das man kennenlernen möchte. Hier also, in 664 m Höhe, unmittelbar in der Nähe der Eisenerzgrube Schmiedefeld (Kreis Neubaus), errichten unsere Bauarbeiter, Architekten und Ingenieure unter gewiß nicht leichten Bedingungen den Prototyp eines Werkes, das eine für Deutschland neue Glassorte herstellen wird – Schaumglas.

Nun, der Rohstoff Glas ist der Menschheit seit langem bekannt. Heute lernt jedes Kind

in der Schule, daß diese lichtdurchlässige spröde Masse, die eine vielfältige Verwendung gefunden hat, aus dem Schmelzfuß der Kieselsäure und Metalloxyden gewonnen wird. Bereits die alten Ägypter fertigten um 4000 v. u. Z. Glasgefäße, Grabfunde zeigten, daß auch in unserer Gegend Glas sehr frühzeitig Verwendung fand. Auch die verschiedenen Glasarten wie Spiegel-, Kristall- und Sicherheitsglas sowie optische Gläser sind uns seit langem bekannt.

Im Jahre 1940 bereicherten Wissenschaftler in den USA die Glasbranche um eine neue Glassorte, deren Qualitäten und Eigenschaften dem Rohstoffglas völlig neue, für alle Wirtschaftszweige bedeutende Perspektiven eröffnete. Es war ihnen gelungen, dem neuen Produkt, dem Schaumglas, durch besondere Zusätze ein spezifisches Gewicht zu geben, das nur die Hälfte von dem des Korke beträgt, das eine hohe Isolationsfähigkeit und viele andere positive Merkmale aufweist.

Da bekanntlich Glas und Luft wegen ihrer geringen Leitfähigkeit zu den besten Isolatoren gehören und beide in Form von Schaumglas das nur geringe spezifische Gewicht von 0,14–0,16 erreichen, ist die sehr





große Verwendungsmöglichkeit und die Nachfrage nach diesem idealen Isolationsmaterial (Wärmeleitahl 0,05) nur allzu verständlich.

Noch einige wertvolle Daten aus dem Steckbrief des Schaumglases:

Es ist säure- und nagerfest; da es kein Wasser aufnimmt (Hygroskopizität ist etwa 0), kann es nicht auffrieren; die genormten Blocks können mit Baustoffen wie Gips und Zement abgebunden werden; die einzelnen Bauelemente können durch alle organischen und anorganischen Klebemittel oder durch Nute und Feder zusammengesfügt werden. Während ich eifrig notiere, reicht mir Dr. Wagner, der Investbauleiter des neu entstehenden Werkes, einen Schaumglasblock in der Standardgröße $50 \times 50 \times 4$ cm über den Tisch. „Dieses Material besitzt eine Druckfestigkeit von 7 Kilopond und ist zu etwa 96 Prozent porös“, erläuterte er dabei. Der überraschend leichte Block hat wegen der vielen kleinen gleichmäßigen Poren das Aussehen eines großen grauen Perlonschwammes.

Die hohe Isolierfähigkeit macht Schaumglas zum idealen Baustoff für Kühllhäuser und Kühlschränke. Beides, Isolation und Wichte, bestimmen seine Anwendung im Schiffsbau

und in der Bojenherstellung, seine Einbettung in Betonfertigteile, seine Verwendung sowohl zu Dacheindeckungen als auch für die Elektrotechnik, Physik und Chemie.

Mit einem skeptischen Blick hinaus zur Baustelle, die wir durch Regen- und Wolken Schwaden mehr ahnen müssen als sehen können, wage ich die Frage: „Wann hoffen Sie mit der Produktion beginnen zu können?“

„Der Plan sieht eine vierjährige Bauzeit vor, und wir werden es trotz aller Schwierigkeiten schaffen“, kommt es sehr optimistisch zurück.

Das 1959 begonnene Projekt wurde auf Grund seiner Wichtigkeit im April 1961 zum ausgewählten Staatsplanvorhaben deklariert. Nach der Fertigstellung der Produktionsanlagen soll es 1963 als Prototyp für später folgende Werke die Produktion aufnehmen und außerdem umfangreiche Forschungsarbeiten lösen. Da der Fabrikationsablauf zu 88 Prozent mechanisiert und zu 81 Prozent automatisiert sein wird, war es nicht verwunderlich, zu hören, daß alles in allem nur 184 Werketätige in dem neuen Schaumglaswerk beschäftigt sein werden.

Wie ich von Herrn Dr. Wagner erfare, sind die Arbeiten zur Zuführung der zur Produk-



tion notwendigen Energie nahezu abgeschlossen. Die über 6 Millionen Kubikmeter Gas, die jährlich benötigt werden, strömen aus dem Braunkohlenkombinat „Schwarze Pumpe“ über Zwickau und Gera

dort hinauf zu den Höhen des Gebirges. Mit Hilfe dieser Gasmenge, 11 133 Millionen kW Elektroenergie, die von einem im Bau befindlichen Umspannwerk der neuen Produktionsstätte zugeleitet wird, und 750 Tonnen Heizöl für die Dampferzeugung, werden jährlich 2 066 Tonnen Schaumglas hergestellt, das sind etwa 14 000 Kubikmeter.

Wie Schaumglas entsteht, fragen Sie?

Nun, es wird aus dem gewöhnlichen Gemenge hergestellt, aus dem das gebräuchliche Glas entsteht. Ein zugesetztes Rußkonzentrat bewirkt durch einen Gärprozeß die Schäumung der Glasmasse bei etwa 900 Grad Celsius. Komplizierte Anlagen gewährleisten schließlich eine konstante Temperaturzone von 800 Grad, die das geschäumte Glas zur Stabilisierung durchläuft. Später wird es in Spezialkühlöfen bis zum handwarmen Produkt gekühlt. Schleifautomaten bearbeiten die rohen Blocks schließlich auf das erforderliche Maß.

Viele Wirtschaftszweige und Endverbraucher erwarten mit Spannung das erste deutsche Schaumglas, das 1963 aus dem für 16,5 Millionen DM errichteten Taubenbacher Werk kommen wird.

Walter Werner

Beim Rübenverziehen

Nun ade, du Rückenplage,
buckelkrumme Vätersitte,
sitzend auf der Bretterwaage
fährt der Mensch und macht Visite.

Zeilen schwimmen ihm entgegen,
fließen auf das Sitzgestell,
schwebt das Rübenkarussell.

Löst der Hände leichtes Siegel
überm Blattwerk, windgehauscht,
das im blauen Frühlingsspiegel
leise wie im Traume rauscht.



Foto: Kornmann

Schülerin der Pädagogischen Fachschule Schmalkalden beim Ernteeinsatz

Sagen? Was bedeuten für den Menschen im Atomzeitalter Sagen? Was können sie für ihn anders sein als Kuriositäten, Zeugnisse eines unverständlichen Aberglaubens, der vergangene Generationen belastete?

Die Zeit der Sagengläubigkeit ist in der Tat vorbei. Sagen sterben in Zeiten, in denen die Grundlagen der Existenz des Menschen sich wandeln. Das war aber immer schon so. Auch vor Jahrtausenden. Mit der Erreichung einer neuen Kulturstufe, z. B. der des Ackerbaus, formte sich auch das Weltbild des Menschen um. Mit der Entdeckung neuer Möglichkeiten, zu leben, erkannte der Mensch Probleme, die vorher noch nicht da waren. Er sann nach über die Abhängigkeit seiner Lebenshaltung von den Naturkräften, er dachte nach über sein eigenes Wesen, seine Stellung in der Welt. Um die Lösung dieser Probleme rang er wie der moderne Mensch. Nur waren seine Erkenntnismittel bestimmt durch den Kulturzustand, in dem er sich befand. Sie konnten nicht naturwissenschaftlich sein. Aber der Mensch der Vorzeit beobachtete scharf und dachte kausal. Trotzdem mußten seine Erklärungen des Weltgeschehens naiv, kindlich bleiben. Auch war er kein Systematiker. Sein Kausalitätsbedürfnis aber schreckte nicht vor letzten Folgerungen zurück. Die Ausgrabungen der Höhlen von Frankenhausen am Kyffhäuser haben die Grausamkeit solchen kausalen Denkens offenbart. Durch ein Jahrtausend hindurch wurden in den Höhlen Menschen einer Göttin der Fruchtbarkeit geopfert, um sie zu veranlassen, gute Ernte zu gewähren.¹⁾

Auch solches Geschehen klingt in Sagen und Märchen nach. Denn sie lassen den geistigen Weg erkennen, den der Mensch von einer Kulturstufe zur anderen ging.

Sagen sind deshalb keine spielerischen Phantasieprodukte. Man kann Sagen nicht erfinden; tut man es dennoch, so wird ein sentimentaler Film daraus wie, was Suhl angeht, die Sage von der Bergmannsbraut. Auch die Ortsgründungssagen, um noch ein Beispiel anzuführen, sind keine echten Sagen. Suhl hat nicht seinen Namen von einer Schuhsohle, die ein Bergmannspickel durchbohrt. Die vermeintliche Sohle, mundartlich sul,

Die Sühler Sagensteine

Von Dr. Erich Jäger, Suhl

war vielmehr ein kleiner Holztrog, wie ihn schon der vorgeschichtliche Bergmann brauchte, um losgehackte Erzstücke aus dem Stollen zu tragen. x)

Von solchen „Sagen“ soll nicht die Rede sein. Sie sind wirkliche Kuriositäten. Sagenkunde hat vielmehr enge Beziehungen zur Vorgeschichte. Auch die Vorgeschichte bemüht sich um das Erkennen vergangener Kulturzustände. Sie geht aus von den Funden, Überresten jeder Art, die die Erde birgt und unter Verwendung aller wissenschaftlichen Hilfsmitteln gewissermaßen zur Aussage gebracht werden. In den vorgeschichtlichen Museen von Weimar und Halle speichern sich die Fundmassen, die der Thüringer Raum hergab. Die des fränkischen Gebiets haben ihre Hauptsammelstelle in Würzburg. Der Thüringer Wald liegt zwischen Nord und Süd. Der Dörfbesiedlung wurde er erst später erschlossen. Der vorgeschichtliche Mensch fühlte sich von den Urwäldern der Berge, dem schlechten Boden, dem rauhen Klima nicht angezogen. Aber er kannte Wege über den Wald schon lange, ehe er Erze suchte. Jedoch sind Funde, die seine Anwesenheit beweisen, selten. In den Boden kam wenig, und nur durch glücklichen Zufall wird es gefunden. Mit den Menschen wanderten aber auch die Sagenvorstellungen und ließen sich wie aus weiter Ferne kommende Vögel an günstigen Plätzen nieder.

Geistiges übertrug sich damit auf die Landschaft, auf die Berge, die Felsen, die Quellen, auf Bäume und anderes mehr. Der Mensch wurde in den neuen Räumen auch geistig heimisch, weil er sich von ihm vertrauten Wesen umgeben fühlte. Die Felsen aber zogen immer wieder Sagengut an, das

sich mit dem alten Bestande vermischte. Denn wenn die scheinbaren Lösungen der Welträtsel dem Kausalitätsbedürfnis nicht mehr genügten, suchte der Mensch nach neuen. Damit verloren die alten Vorstellungen an Kulturgrund, aus dem sie erwachsen waren, sie wurden unverständlich, fossil, aber erstaunlich ist, wie die Sagen-tradition eines Felsen dann dennoch sie bewahrte. Und unbegreiflicher noch ist, wie Kombinationen uralter Sagenelemente selbst in Erzählungen von an Sagenplätzen spielenden Geschehnissen sichtbar werden, die mit Sagenhaftem gar nichts zu tun haben. Der Art der Örtlichkeit entsprechend, haften an den Felsen, den Steinen, wie die Mundart sagt, bestimmte Leitsagen. Dabei ist das Wort „Leitsage“ als ein ganzer Komplex von Sagenvorstellungen aufzufassen.

Für die Steine längs des Suhler Leubeweges ist kennzeichnend der Sagenzyklus von der weißen Jungfrau. Zu ihm gehörende Sagen sind in Mitteldeutschland überhaupt verbreitet und sehr häufig. Da ist die Sage von dem Hirten, dem am Johannisstag die Wunderblume erblüht und dem die weiße Jungfrau erscheint. Dann gehören dazu die Sagen von der vom Felsen zur Quelle schreitenden Jungfrau, die dem ihr Begegnenden Glück oder Unglück bringt, ferner die Sagen von den im Mondschein Wäsche bleichenden und klagenden Jungfrauen.

Wesentlich ist auch das dem Sagengeschehen umgebene Beiwerk, die Kleidung, der Schmuck, der Gesichtsausdruck der Jungfrau, dazu Begleittiere, wie Hunde, die Schlange, in die sich die Jungfrau verwandelt, und allerlei Gegenständliches, das bei näherem Zusehen doch zu den tragenden Grundvorstellungen Bezug hat. Es ergeben sich ferner Parallelen zu gestirnhafte[n] vorderasiatischen Göttinnen. Damit ist auch der Weg gezeigt, den mindestens Teile des Sagen-guts gewandert sind. Wellen bandkeramischer Kulturen mögen sie, nach Mitteldeutschland ausstrahlend, herangetragen haben.

Daß sich an den einzelnen Steinen nicht alle zusammengehörenden Motive finden, ist begreiflich. Meist aber ist es doch so, daß sich neben den dominierenden Sagen noch Hinweise auf andere ergeben.

Als erster Sagenstein des Suhler Leubeweges kann der heute abgebaute Basaltrücken der Steinsburg bei Suhlerneudorf angesehen werden. An der Steinsburg kommen alle vorgeschichtlichen Wegezüge aus dem Grabfeld zusammen, die aus Richtung Schleusingen oder Themar dort den Südrand des Suhler Kessels erreichen. An der Steinsburg spielt die Wunderblumensage. Außerdem liegt an derem NO-Hang eine heute aufgeforstete Wiese, das Bulzrod, das Gespensterrod. Das umgehende Gespenst ist die weiße Jungfrau. An diesem NO-Hang fand sich eine handkeramische „Hacke“ unweit einer Quelle. Es besteht zum mindestens ein örtlicher Zusammenhang zwischen Sagenplatz und Fund.

Der Hauptsagenstein ist der zweite, der Ottilienstein am SO-Hang des Domberges oberhalb des Suhler Marktplatzes. Friedrich Kunze bringt in seinem „Suhler Sagenbuch“ 14 Sagen von diesem Sagenplatz. Es spielen alle in einem Raum, der vom Ottilienstein zum Bergfuß reicht, wo eine Salzquelle noch heute fließt. Unter den vielen Quellen um Suhl galt nur die Salzquelle als Heilquelle. An Funden kann nur ein steinerner Keulenknauf benannt werden mit ausgepickelter Lochung, der sich allerdings in ziemlicher Entfernung fand, jedoch immerhin die Anwesenheit von Menschen in meso- oder neolithischer Zeit am Domberg bezeugt. Dann folgt talaufwärts auf der östlichen Talseite ein kleiner Felsen im Rote Bächle, ein natürlicher Grenzstein zwischen der bis 1704 selbständigen Oberlandgemeinde und der Stadt Suhl der untere Rote Stein. So klein der Felsen ist, so ist er doch, wie Fr. Kunze mit Recht sagt, ein richtiges Sagen-nest. Die zum Rote Bächle schreitende Jungfrau ist die Hauptsage.

Zu erwarten wäre, daß der auf der westlichen Teilseite lauter aufwärts liegende vormals sehr eindrucksvolle obere Rote Stein auch ein Sagennest wäre. Dieser Stein ist der einzige, auf dem früher ein Johannisfeuer abgebrannt wurde. Über ihn hin zieht das wütende Heer. Hinweise auf die Gestalt der Jungfrau finden sich jedoch nicht, aber verstreut im Gelände, im Ortsteil selbst am Domberg, am Finkenberg sind sie angedeutet. Es besteht der Eindruck, als habe

der germanische Totengott Wodan von dem Felsen Besitz ergriffen und die frühere Sagenüberlieferung verdrängt. Denn Germanen kamen über den Wald von Norden im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende. Daß im Oberland, und zwar auf dem „Hüchel“ der ehemaligen Dorfgerichtsstätte, eine germanische Siedlung in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende bestand, deuten dort gefundene römische Denare an, die zwar noch nicht näher bestimmt sind, doch sicher in diese Zeit gehören.

Jungsteinzeitlichen Verkehr auf der nun zum Gebirge aufsteigenden Leubestraße beweist ein Steinbeil vom Ziegenberg. Dann fehlen Funde bis Oberhof x). Aber ehe die Leube die Ausspanne am Rennsteig erreicht, zieht sie in einigem Abstand am Dietze-Lorenzstein über dem Aschental vorbei. Das ist der letzte Sagenstein im Gebirge. Die aus dem Felsen kommende, zur Quelle wandelnde Jungfrau ist dort bezeugt.

Nächster Sagenplatz ist der Schloßberg nördlich der Kirche von Oberhof. Schloßberge, auf denen nie eine Burg, ein Schloß, d. h. ein verschlossenes, festes Haus stand, sind Sagenberge, auf denen die weiße Jungfrau umgeht. Die frühe Anwesenheit des Menschen in der Gegend Oberhofs bezeugt eine Porphyrhacke vom Mittelberg für die mittlere Steinzeit (9000–4000 v. Zeitwende). Daß Kelten von der Steinsburg bei Römhild den Oberhofer Paßweg benutzten, beweisen Mühlsteinplatten aus dem „Borzel“ bei Dörrberg ausstehenden Porphyr.

Ein letzter Schloßberg möge noch genannt werden, der Schloßberg bei Ohrdruf. Schon aus dem Jahre 1732 ist eine ausführliche Beschreibung des Sagensgeschehens bekannt. Wieder handelt es sich um die Sage von der zur Quelle herabkommenden Jungfrau. Dieses Sagenvorkommen im nördlichen Vorland entspricht anderen im südlichen an der Werra bei Themar und Hildburghausen. Sie stellen den Anschluß an die fundreichen Hauptsiedlungsgebiete der Vorzeit in Thüringen und im Grabfeld her.

Das Zusammentreffen von Funden und Sagen ließe sich auch an anderen Waldübergängen zeigen. Gelingt es, die verschiedenen Sagenelemente zeitlich zu ordnen, so

muß sich eine Verbindung mit der vor- und frühgeschichtlichen Gliederung herstellen lassen. Dieser Versuch ist möglich. Schon die Kartierung der Sagenplätze stellt eine Beziehung zu den Fundergebnissen her. Der Sagenplatz ist genau bestimmbar. Es ist erstaunlich, wie groß die sagenleeren Räume zwischen den Plätzen sind. Sie bestätigen die durch die Einzelfunde nachgewiesene Menschenarmut des einstigen Urwaldgebietes. Denn nur wo Menschen des Weges zogen oder wohnten, konnten die Sagen sich festsetzen.

Die spät gegründeten, meist am höchsten gelegenen Dörfer haben bezeichnenderweise keine alten Sagen, es sei denn, daß z. B. Erzvorkommen Menschen anzogen. Wie die Sagenplätze das Fehlen einer allgemeinen Besiedlung nachweisen, so erklärt das Einsetzen neuer Besiedlung auch die Entstehung von neuen Sagenschätzen. Sagen germanischer Herkunft konnten sich im Suhler Raum erst festsetzen, als die Germanen den Thüringer Wald überschritten hatten. Das Suhler Oberland scheint nach Funden und Sagen eine solche Umsiedlung gewesen zu sein. Die Raumbindung besteht auch für jüngere Sagen. Hexensagen z. B. haften an den alten Stadtkernen des Oberlandes und der Stadt, an den Plätzen, wo die Menschen wohnen, die an Hexen glaubten. Auch die Hexentanzplätze, deren Örtlichkeit bei der Tortur „erfragt“ wurde, liegen unweit der Stadt. Auch bei Dörfern ist das so. Die Entfernung von der Siedlung ist mitunter so gering, daß der Hexentanz ohne weiteres hätte gehört und gesehen werden müssen, wäre er Wirklichkeit gewesen. Eigenartig ist, daß selbst noch Gebäude, die erst im 19. Jahrhundert oder gar um die Jahrhundertwende errichtet wurden, aber irgendwie Interesse erweckten, Lokalitäten für Spuksagen werden konnten.

Schatzsagen verteilen sich in der ganzen Flur. Schätze glühen in der Nacht; manches in der Nacht noch leuchtende Kartoffelkrautfeuer mag da „sagenbildend“ gewirkt haben. Dagegen halten sich feurige Männer streng an Grenzen, zum Teil an Grenzen, die längst keine Funktionen mehr haben, aber auch an junge Grenzen, die im 19. Jahrhundert entstanden.

Eigenartig ist die Verteilung der Zwergensagen. Zwergengebiet ist nicht nur nach Kunzes Sagengebiet, sondern auch nach mündlichen Traditionen das Rimbachtal. Dieses Vorkommen könnte mit dem Bergbau am Döllberg zusammenhängen. Jedoch ist auffallend, daß das Bergbauggebiet am Domberg von Zwergensagen frei ist. Vielleicht war der Bergbau am Döllberg älter. Auf eine dortige Besiedlung nach der Zeitwende deuten 2 oder 3 römische Denare, die an seinem Südhang vor dem 1. Weltkrieg gefunden wurden. Die Zwerge sind jedoch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Natur als Totengeister zu erkennen. Solche Zwerge kommen erst in weitem Abstand von Suhl bei den Wichtelsteinen bei Dillstädt vor. Bezeichnenderweise führen sie auch einen anderen Namen. Schließlich sind noch Zwerge am unteren Roten Stein bezeugt. Dort sind sie Stellvertreter der weißen Jungfrau. Das ist eine auch anderwärts zu beobachtende Erscheinung. Man könnte sich durch eine Vermännlichung der Sagengestalten erklären, die im Zuge des germanischen Vordringens erfolgte. In ähnlicher Weise wurde Wodan, vom Todesdämon zum Gott emporsteigend, Partner von Frau Holle in der Führung des Totenheeres.

Ein Sagensammler der Lausitz, C. Haupt, schrieb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die Sage wandere wie das Märchen wohl auch manchmal recht wunderbar weit, aber sie habe doch immer die Tendenz, ihr

Dasein an einem Ort anzuknüpfen und Heimatrecht zu erwerben.²⁾ Diese Beobachtung bestätigt sich im Suhler Sagengebiet.

Daß die „Anknüpfung“ der Weißen-Jungfrau-Sagen bei den Sagensteinen der Leube bereits in vorgeschichtlichen Zeiten erfolgte, konnte nur angedeutet werden. Daß sie im Mittelalter noch bestand, beweisen neben der Suhler Ottilienkapelle andere Kapellen in Südthüringen. Manches spricht dafür, daß Bischof Otto von Bamberg, der 1138 Kloster Veßra weihte, die altheiligen Sagenplätze der kirchlichen Kontrolle unterstellte. Die heilige Ottilie war als Berg-, Felsen- und Quellenheilige die gegebene Nachfolgerin der weißen Jungfrau. An die Verehrung der heiligen Ottilie erinnert nur noch der Name des Felsens. Die Sagen aber behielten ihre Lebenskraft bis tief in das 19. Jahrhundert.

Anmerkung:

- x) Suhl dürfte seinen Namen von dem „Sol“, einem Ausdruck am Döllbergfuß, erhalten haben, wo lebhafter Bergbau stattfand.
- x) An dem Leubestieg liegt die Schwedenwiese. Die kartographische Benennung ist jedoch falsch. Es ist vielmehr die „Schwerverwiese“. Schwerte seien da gefunden worden. Die Schwerte könnten Bandedeisenstäbe gewesen sein. Ausfuhr von Suhl nach Erfurt ist für 1436 bezeugt. Aber es könnte sich auch um keltische Eisenbarren handeln. Solche auf der Wartburg aufbewahrte Barren wurden auch lange Zeit als Schwerte angesehen.

Literaturnachweis:

- 1) Günther Betan Blaucke
Höhlen, Heiligtrümer, Kanibalen
Leipzig 1918.
- 2) Chr. Ludwig Wucke
Sagen der mittleren Werra
2. Aufl. Wsg. v. Hermann Ulrich
Eisenach 1891
- 3) Friedrich Kunze
Suhler Sagenbuch
Suhl 1920

SOMMERMORGEN

Hans Lorbeer

*Die Nacht vergrub sich hinterm Hügel,
und lächelnd kam der Sonnenschein,
die Lerche schwang auf leichtem Flügel
sich hoch ins blaue Licht hinein.*

*Da ist die Seele mir gesprungen,
die gleich der Knospe lange schlief,
und hat sich jubelnd aufgeschwungen
zum Tag, der ihren Namen rief . . .*

*Kornfelder schlagen sanfte Wellen
im Wind, der alle Welt durchfließt.
Und leise klingen jene Quellen,
daraus das Leben sich ergießt.*

*Für jeden Tisch, dran sich vereinen
des Volkes Kinder, groß und klein,
und Kämpfer, die die Not vereinen –
wächst hier das Brot, gärt hier der Wein!*

Die schwimmende Insel auf dem Hautsee

Eine seltsame Naturerscheinung bei Dönges

Etwa eine Stunde südlich von Marksuhl und wenige Minuten von Dönges in der Rhön liegt in träumerischer Waldeinsamkeit ein kleiner Weiher unweit der alten Handelsstraße Eisenach-Frankfurt. Dort können wir eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen Deutschlands sehen: die schwimmende Insel im Hautsee.

Der Hautsee gehört zu den im Gebiet des hessisch-thüringischen Beckens (Werra-Fulda-Gebiet) auftretenden flachen Erdsenkungen, die durch die Auslaugung von Gips- und Steinsalzlagerstätten entstanden sind. Sie sind in der Natur durch ihre flache Muldenform deutlich erkennbar. Gips- und Salzablagerungen sind in allen geologischen Perioden bekannt; die Hauptmasse wurde in Europa, am Ural und in den USA zur Zechsteinzeit abgelagert. Im Werra-Fulda-Gebiet ist es der Mittlere Zechstein, dessen Salze bei einer Mächtigkeit von etwa 250 m gegen den Oberen Zechstein durch eine ungefähr 10 m starke Lage braunroten Salztons abgeschlossen werden. Diese undurchlässige Schicht verhinderte die Auflösung der mächtigen Salzlagerstätten.

Das Wasserbecken des Hautsees hat bei einer größten Tiefe von 6,5 m eine Länge von rund 60 und eine Breite von etwa 120 m. August Trinius (1851-1919), der „Thüringer Wandersmann“, sagt von ihm: „Der Hautsee gehört zu der interessanten Gruppe kleiner Seen, die sich längs der Bergstraße der Vorderrhön zwischen Basaltkegeln, Sandsteinlagern und Steinsalzflözen in Waldeinsamkeit betten und im Volksmunde zumeist Kütten heißen.“

Der Hautsee hat weder Zuflüsse noch unterirdische Quellen; er wird nur von den Niederschlagswassern gespeist und soll früher bedeutend größer gewesen sein. Die Farbe des Wassers ist grün. Im Jahre 1926 erreichte der Hautsee durch die sehr reichen Niederschläge einen recht hohen Wasserstand. Dadurch löste sich die auf ihm schwimmende Insel, und trieb eine Strecke aus ihrer bis-

herigen Lage fort. Bereits im Jahre 1898 war dies der Fall. Im Juli 1936 trat wieder eine Lageveränderung ein, die durch reichliche Regenfälle verursacht wurde. Auch die reichlichen Niederschläge im Mai 1961 bewirkten wieder eine Lageveränderung.

Die Insel unterscheidet sich von ähnlichen häufiger vorkommenden Gebilden durch ihre bedeutende Größe und stellt somit ein einzigartiges wissenschaftliches Demonstrationsobjekt für Verlandungsvorgänge dar. Im Gegensatz zu anderen, leichteren Moorinseln ist sie von einer solchen Erdschichtstärke, daß sogar Bäume bis zu 15 m Höhe auf ihr wurzeln.

Das „mürbe und seiner Stütze beraubte Deckengestein sank in die Tiefe, und der dichte, aber leichte Pflanzenfilz wurde von dem in die Höhe getriebenen Wasser emporgehoben und zur schwimmenden Insel“, auf der sich nach und nach eine dicke Torfschicht bildete. Ähnlich beurteilte auch der Geh. Bergrat Prof. Scheibe die Inselentstehung. Der Torfmoorpflanzenwuchs der Insel zeigt uns einige botanische Seltenheiten: *Drosera rotundifolia* (Sonnentau); *Comarum palustre* (Sumpflattaue); *Salix repens*, eine Weidenart; *Tetralix septentrionalis*, *Cicuta verosa* (giftiger Wasserschierling) u. a. m.

Etwa 30 Kiefern, Birken und Erlen, davon etliche von ca. 10-15 m Höhe, wachsen auf der Insel. Im See finden wir den in Deutschland seltenen *Hirudo medicinalis* (medizinischer Blutegel).

Volksmund und Aberglaube haben den Hautsee und seine schwimmende Insel in ihre Betrachtungen einbezogen. Man wollte aus dem jeweiligen Standort der Insel oder aus deren Bewegung überhaupt mancherlei „prophetische Voraussagen“ folgern. Dem Naturfreunde aber, der in der Wanderzeit an dem See vorüberkommt, raten wir, eine Weile dort zu rasten und den Reiz dieses idyllischen Waldwinkels auf sich einwirken zu lassen.



Foto: Dressel

Jagdgefährten

Grabhügel -

wichtige Zeugnisse der Geschichte

Von Peter Donat, Römbild

Vorsitzender der Bezirkskommission Natur und Heimat

Viele Freunde unserer Heimat werden auf ihren Wanderungen durch die Wälder des Bezirkes Suhl auf urgeschichtliche Grabhügel - die der Volksmund als Hünengräber bezeichnet - gestoßen sein. Weitaus mehr Menschen aber gehen an diesen wertvollen Zeugnissen unserer Geschichte achtlos vorbei, ja sogar die Einwohner der nächstgelegenen Gemeinden kennen die Bedeutung dieser Stellen nicht. Bedauerlicherweise werden aus dieser Unkenntnis heraus noch immer Grabhügel zerstört. Und das sind in jedem Falle nichtwiedergutzumachende Schäden. Es sei daher im folgenden versucht, Hinweise zur kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Geländedenkmale zu geben. Dabei interessiert uns, wie man solche Hügel baute und wer sie errichtete. Das sind einige Fragen, denen nachzugehen lohnend erscheint, um so mehr, als unser Bezirk besonders reich an Grabfeldern ist und weil sich in ihnen zum Teil alte Kulturen manifestieren, die an keiner anderen Stelle der DDR vertreten sind.

Alle Grabhügel werden zu Bestattungszwecken errichtet. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Tote verbrannt oder ob die Leiche beigesetzt wurde. Wir unterscheiden dabei ganz bestimmte Rituale. Gewöhnlich finden wir zu ebener Erde oder in einer flachen Grube die Reste des Toten. Entweder handelt es sich um den in einer Urne aufbewahrten bzw. einfach auf dem Grabplatz ausgeschütteten Leichenbrand, oder der Tote lag in einem Baumsarg, in einem

Bohlensarg oder einer Steinkiste. Es muß auch nicht immer ein fester Schutz vorhanden sein. Darüber wurde dann ein mehr oder weniger großer Hügel errichtet, dessen Bauart ebenfalls sehr verschieden sein kann. Es gibt nämlich völlig aus Steinen errichtete, andere bestehen aus Erde oder Sand, und eine dritte Gruppe ist zwar aus Erde aufgeschüttet, hat aber Steineinbauten. Meist handelt es sich hier um aufgeschichtete flache Steinmauern, die einstmals den Hügel umschlossen und ihn längere Zeit vor dem Verfall bewahrten, endlich aber doch von der herabrutschenden Erde zugeschüttet wurden. Wir sehen also, der zunächst so klare Begriff Grabhügel umfaßt Denkmale ganz unterschiedlicher Bauart. Ist das nun Zufall, gibt es hier gar keine Ordnung, oder kann man an diesen Merkmalen bestimmte Gruppen erkennen?

Wir müssen feststellen, daß Grabhügel zu ganz verschiedenen Zeiten angelegt wurden. Es gibt Perioden, in denen man nahezu ausschließlich Hügel errichtete, während zu anderen Zeiten die Toten in Flachgräbern bestattet wurden. Dieser Wechsel der Bestattungssitten ist für die Urgeschichtswissenschaft ein willkommenes Hilfsmittel zur Datierung.

Grabhügel sind seit der jüngeren Steinzeit bekannt und wurden letztmals auf deutschem Boden zu Beginn der jüngeren Eisenzeit angelegt. Das ist ein Zeitraum von etwa 2000 Jahren (zirka 2500-450 v. u. Z.), in dem also auch die Grabhügel des Bezirkes

Suhl entstanden sein müssen. Gestützt auf die seit mehr als 100 Jahren durchgeführten Ausgrabungen wissen wir, daß bei uns während zwei bedeutsamen Perioden Hügelgräber gebaut wurden – während der älteren bis zur beginnenden jüngeren Bronzezeit (sogenannte Hügelgräberkultur = 1600 – 1200 v. u. Z.) und während der älteren Eisenzeit (Hallstattkultur = 800 – 450 v. u. Z.). Grundsätzlich unterscheiden sich beide Hügelgrabzeiten, abgesehen von den Funden, darin, daß in der Bronzezeit Körperbestattung geübt wurde, während man in der älteren Eisenzeit die Toten verbrannte. Die Sitte, einen Erdhügel mit einem oder mehreren Steinkreisen zu umgeben, ist ebenfalls auf die Bronzezeit beschränkt, in der Eisenzeit kommen häufiger völlig aus Steinen errichtete Hügel vor. Dementsprechend fast nur bei bronzezeitlichen Hügeln, und die Leichenbrandurnen sind auf die jüngeren, eisenzeitlichen beschränkt.

Natürlich gibt es Abweichungen von diesem allgemeinen Schema. Zum Beispiel kommt in der jüngeren Bronzezeit die Sitte auf, die Toten zu verbrennen und den Leichenbrand in Urnenflachgräbern zu bestatten. Dabei war der Übergang von einem zum anderen Totenritus fließend, und so gibt es gelegentlich Brandbestattungen in Grabhügel. Im benachbarten Nordostbayern hat man solche Funde gemacht, und eines Tages mögen sie auch bei uns zutage kommen. Eine nicht unwichtige Rolle beim Grabhügelbau spielen die Bodenverhältnisse. Zwar gibt es Beispiele, daß das Material über größere Strecken herangeholt wurde, aber meist baute man sie aus dem an Ort und Stelle vorhandenen. Solche und andere Gründe erklären weitere Abweichungen vom Prinzip. Die bronzezeitlichen Hügel gehören alle der Hügelgräberkultur an (hier wurde die Namensgebung nach der so überaus charakteristischen Bestattungsform vorgenommen, was aber nicht heißt, es gäbe nur während dieser Periode Hügelgräber). Gewöhnlich enthält ein Hügel mehrere Bestattungen – ihre Zahl erreichte im Grab C 1 von Schwarza, Kreis Suhl, sechzehn Tote, die wohl als Angehörige einer Sippe zu betrachten sind. Die typischen Beigaben der Männer sind Bronze-

beil und Bronzedolch sowie eine bronzene Nadel mit verdicktem Schaft und nagelförmigem Kopf. Ein normales Frauengrab hat zwei sogenannte Radnadeln (Gewandnadeln mit radförmigem Kopfteil), eine Doppelspiralnadel und zwei Armspinalen (lange am Unterarm getragene Stulpen aus spiralig gewundenem Bronzedraht). Natürlich gibt es beträchtlich reicher ausgestattete Gräber, wie etwa das Frauengrab aus dem „Heinig“ von Unterkatz, Kreis Meiningen, oder das Mannesgrab von Streufdorf, Kreis Hildburghausen; ebenso auch Gräber mit weniger Beigaben, bis zu solchen völlig ohne Bronzefunde (hierbei muß im Einzelfall immer offenbleiben, inwieweit dem Toten vergängliche Dinge mitgegeben wurden). So enthielt der 1934/35 untersuchte Grabhügel vom Windbergsattel bei Klings, Kreis Bad Salzungen, die Reste von fünf Toten, bei denen sich nicht die geringste Beigabe fand. Nur weil in unmittelbarer Nähe andere bronzezeitliche Gräber mit reicheren Beigaben untersucht wurden, ließ sich dieser Hügel überhaupt datieren.

Ganz sicher beruhen diese Unterschiede auf ungleichmäßigem Reichtum der in den Hügel bestatteten Toten, und man nimmt wohl zu Recht an, daß die reich ausgestatteten Toten einer ökonomisch und politisch bevorrechteten Schicht innerhalb der Stämme angehörten.

Etwas anders liegen die Dinge in der zweiten Periode mit Hügelgräbern – der älteren Eisenzeit oder Hallstattkultur. Durch die Sitte der Leichenverbrennung bedingt, sind die Bestattungsformen andere. Offenbar war unser Gebiet seinerzeit am Rande einer fortgeschrittenen Kulturgemeinschaft gelegen und spielte keine besondere Rolle, ganz im Gegensatz zur oben beschriebenen Hügelgräberkultur. Zwar haben wir wie im süddeutschen Zentrum der Hallstattkultur Hügel mit Brandbestattungen, denen zahlreiche Gefäße beigegeben wurden, aber noch fehlen die reichen Bronzebeigaben. Die hallstattzeitlichen Grabhügel sind bei uns durchweg ärmlich. Auch fehlen die für Südwestdeutschland typischen Fürstengrabhügel. In der frühen La-Tène-Zeit findet wiederum ein Wechsel der Grabsitten statt. Die Kelten der La-Tène-Zeit bestatteten ihre Toten

unverbrannt in Flachgräbern. Natürlich gibt es auch hier Übergänge. So konnte Herr Prof. Dr. G. Neumann bei Harras, Kreis Hildburghausen, Grabhügel untersuchen, die zuerst während der mittleren und späten Hallstattzeit (Brandbestattung in Urnen) belegt worden waren, in denen später die Kelten noch ihre Toten beisetzen. Auch das latènezeitliche Grab von Borsch, Kreis Bad Salzungen, in welchem ein Toter mit sehr wertvollen Beigaben aufgefunden wurde, war ein Hügel.

Diese kurze Abhandlung soll andeuten, daß Grabhügel wichtige, unersetzliche Denkmale sind, deren genaues Studium das Wissen der Menschheit über ihre Herkunft um ein beträchtliches bereichern hilft. Neben der Kenntnis der Bestattungssitten lernen wir, wie bei der Besprechung der Hügelgräberkultur kurz angedeutet, auch so manches von den sozial-ökonomischen Verhältnissen der jeweiligen Periode. Obendrein sind die Funde Zeugnisse der materiellen Kultur, und wir können die Bewaffnung, den Schmuck, verschiedene Werkzeuge, die Keramik oder die Tracht studieren. Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung der Grabhügel für die Chronologie. Wenn z. B. in Harras, Kreis Hildburghausen, die Kelten ihre Toten in bereits bestehenden Hügeln bestatteten, so weiß man genau, daß sie jünger als die am Hügelgrunde liegenden Toten sein müssen. Durch die Auswertung zahlreicher Grabhügel haben die Wissenschaftler nach und nach eine klare Gliederung der entsprechenden Geschichtsabschnitte erhalten.

Noch heute kann die mit modernen Methoden durchgeführte Untersuchung eines einzigen Hügels wichtige neue Erkenntnisse bringen. Dr. Feustel, Weimar, ist es in Schwarzburg gelungen, zahlreiche Gewebereste zu bergen, welche die Rekonstruktion der Frauentracht bei den Hügelgräberleuten ermöglichten. Das war aber nur erreichbar, weil hier von sachkundiger Hand zu Werke gegangen wurde. Also gilt es, alle Hügelgräber bestens zu pflegen und zu schützen. Wir bearbeiten seit einiger Zeit das Inventar aller Grabhügel mit exakter Vermessung jedes einzelnen. Dabei mußte festgestellt

werden, daß alle bekannten Grabhügel im Wald liegen, obwohl auch in unserem walddreichen Bezirk das Acker- und Wiesensland überwiegt. Da ja nun nicht anzunehmen ist, die Menschen der Bronze- und Eisenzeit hätten bei Anlage ihrer Gräber die heutige Waldverteilung beachtet, muß der größte Teil der einst errichteten Hügelgräber durch jahrhundertelangen Pflugbau vernichtet sein. Deshalb sind wir um den Schutz eines jeden so bemüht. Es geht heute ganz einfach darum, die noch vorhandenen Erkenntnismöglichkeiten voll der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen. Deshalb kartieren und beschreiben wir zur Zeit alle Grabhügelgruppen und führen regelmäßige Begehungen durch. Die Gräber sind unter Schutz gestellt und dürfen nicht verändert werden. Eine große Schar ehrenamtlicher Fundpfleger bemüht sich um die Sicherung dieser einzigartigen Denkmale.

Wir wissen aber auch, daß bis heute noch längst nicht alle vorhandenen Hügelgräber bekannt und erfaßt sind. Herr Hans Boxberger, Meiningen, hat das sehr eindeutig bewiesen, als er bei seinen äußerst intensiven Geländebegehungen allein auf der Flur Helmershausen, Kreis Meiningen, zwei Grabhügelgruppen entdeckte. Wir sind überzeugt, daß unsere Wälder noch so manchen Grabhügel bergen. An deren Auffindung mitzuhelfen ist jeder Heimatfreund aufgerufen.

.....

(Fortsetzung von Seite 38)

nommen hatten, mit zu verdanken, aber den Hauptbeitrag leisteten die Kämpfer aus Suhl und Zella-Mehlis, die nach ihrem Sieg über die bewaffnete Reaktion in Suhl ihren Gothaer Klassenbrüdern zu Hilfe geeilt waren. Daß diese Hilfe rechtzeitig wirksam werden konnte, bleibt ein Ruhmesblatt in der Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung von Suhl, Zella-Mehlis und den umliegenden Arbeiterdörfern.



Wußten Sie schon, daß ...

... *der Geruchssinn* des Menschen seinen „Sitz“ dicht unter dem Siebbein im oberen Nasenhöhleenteil hat? Hier liegt die insgesamt etwa 3 Quadratzentimeter große Riechfläche mit den Riechzellen, in die sich der Riechnerv verzweigt. Der Geruchssinn ist ein Fernsinn. Die Duftstoffe werden auch in großer Verdünnung schon aus weiter Entfernung wahrgenommen.



... *der Affenmensch* die Übergangsform vom affenähnlichen Typ zum Menschen ist? Skelettreste des Affenmenschen wurden in den Schichten der 1. Hälfte der Quartärzeit gefunden, sind also rund 500 000 Jahre alt.



... *der höchste Wasserfall* der Erde der Utigards-Fos in Norwegen ist? Er hat eine Höhe von 610 Meter. Ihm folgen die Sutherlandfälle in Neuseeland mit 581 Meter und der Cleve-Garth-Fall, ebenfalls in Neuseeland, mit 450 Meter. Die höchsten Wasserfälle in Deutschland sind die Tribergfälle mit 163 Meter.



... *die Einwirkung der Sonne* auf die Erde in Licht und Wärme besteht? Weiter reichen Korpuskel-(Teilchen)-Strahlen, ausgehend von den eruptiven Protuberanzen, mit 1500 km/sec Geschwindigkeit die Erde und erzeugen Polarlichter, erdmagnetische Stürme, Störungen der Ionosphäre sowie Schwunderscheinungen im Kurzwellenempfang.



... *Tiere als Gesundheitspolizisten* gar nicht so selten sind? Daß aber auch Karpfen eine solche Tätigkeit ausüben, ist gewiß nicht allgemein bekannt. In Italien werden Zahnkarpfen zur Bekämpfung der Malaria mücken in verseuchte Gewässer ausgesetzt.

WALTER WERNER

Kleines Lied von der Linde

*Auf den Wurzeln steh' ich,
in den Wipfeln beb' mich,
mit den Blättern fall' ich
welk im kalten Wind.*

*Muß noch Bäume pflanzen,
denn es will mein Kind
um die Linde tanzen,
wenn wir nicht mehr sind.*

Motiv aus dem Oratorium

„Der Mensch hat nie die Erde so geliebt“.

Altmeister der

Schnitzkunst

Von Erwin Reimann

Am 6. August 1954 beendete der Kunstschneidmeister Gustav Möller sein arbeitsreiches Schaffen. Die 82 Jahre waren ein Stück Geschichte der Rhönschnitzerei - von der qualvollen Heimarbeit bis zur selbständigen Industrie.

Am Krankenbett schaute der Enkel fragend auf die nach außen gebogenen unteren Rippen. Das ist noch von der Kinderarbeit, erklärte der Großvater.

So plagten sich die Heimarbeiter mit ihren Kindern, um in den Jahren 1880 bis 1900 sechs oder acht Mark Wochenlohn zu verdienen. Später verdienten die Schnitzer in Betrieben bei siebzehnstündiger Arbeitszeit achtzehn bis zwanzig Mark in der Woche. Früh erkannte Gustav Möller, daß es für den Beruf der Holzschnitzerei notwendig sei, ihre Bildung zu heben. Das in den Dorfschulen Gelernte reichte für den Beruf nicht aus. Das Ringen um eine Ausbildungsstätte für die Holzschnitzer kennzeichnet den ganzen Lebensweg Gustav Möllers. 1878 entstand die erste Holzschnitzerschule. Das Gehalt für einen Bildhauer und Mietgeld spendete der Großherzog von Weimar. Hin und wieder spendete auch die Großherzogin von Sachsen-Eisenach. Für diese Spenden waren Bittgesuche eingereicht worden.

Der Bildhauer unterrichtete die Holzschnitzer im Zeichnen und Modellieren. Es wurde ein Gewerbeverein gegründet, der es ermöglichte, Schnitzer nach der Schweiz zu schicken, um dort Modelle für Studienzwecke aufzukaufen. Die Pfeifenkopfschnitzerei wurde durch geschnittene Gebrauchsgegenstände abgelöst. Die neuen Gegenstände brachten für die Wintermonate 1897/1898 reichliche Aufträge.

1898 wurde eine Holzschnitzerschule in Empfertshausen eingerichtet. Die vorherige war in Zella. Für eine jährliche Entschädigung von 100 Mark gab Gustav Möller dort

Schnitzunterricht. Seit 1902 war er Vorsitzender des Gewerbevereins. Auf seine Anregung wurden den Schnitzern Vorträge von den in der Umgebung wohnenden Fachlehrern gehalten. Fachausstellungen, Museen und andere Sehenswürdigkeiten wurden besucht, um Schönheiten und Formerkenntnisse den Schnitzern zu vermitteln. Die Vorträge wurden am arbeitsfreien Tag, dem Sonntag, gehalten.

Der erste Weltkrieg hatte den Willen zur Weiterbildung bei den Heimgekehrten stark vermindert. Es gab auch keine Aufträge. Viele junge Menschen wanderten nach Westfalen, um dort in den Ziegeleien zu arbeiten. Andere gingen in die Aluminiumfabrik nach Fischbach. Die Inflation beschleunigte den Zusammenbruch der Holzschnitzerindustrie. Das Wolfsgesetz der freien Wirtschaft führte zu Konkursen.

Trotz dieser Misere ließ Gustav Möller sich nicht entmutigen. 1920 hatte man die Schnitzerschule nach Dermbach verlegt, es fehlte an Geld für Lehrer. Als Vorsitzender der Holzschnitzer und der Gemeinde erreichte Gustav Möller, daß die Holzschnitzerlehrlinge in Empfertshausen in einem bereitgestellten Raum unterrichtet wurden. Als Lehrer holte er sich seinen Freund, den Bildhauer Nikolaus Gille aus Diedorf. Inzwischen steigerte sich die Nachfrage nach Schnitzereien. Möller richtete Bitten an die Regierung, Künstler als Berater für die Rhönschnitzerei zu gewinnen. Professor Blechschmidt aus Eisenach kam dann auf ein oder zwei Tage im Monat nach Empfertshausen, besuchte die Betriebe und hielt anschließend Vorträge, die zu nützlichen Aussprachen führten. Ein Schlaganfall riß Professor Blechschmidt aus dem Leben. Jetzt waren die Rhöner wieder ohne Betreuung. Gustav Möller sprach mit den Schnitzern und erreichte, daß sich alle in Empfertshausen beschäftigten Schnitzer bereit erklärten, zehn bis zwanzig Stunden Arbeitslohn im Jahr zum Aufbau der Schnitzerschule aufzubringen, auch die Betriebsinhaber verpflichteten sich, Beträge bereitzustellen. Die Gemeinde hatte 53 Ar im Austausch für den Schulbau erworben. Seit 1937 hat Empfertshausen

(Fortsetzung auf Seite 67)

Mundartprobe von August Herbart

Ach Hänsche, bos flännste?

„Ach Hänsche, bos flännste, bos ess de
passiert?“

„Offs Butterbrut hot me-i e Spatz bojiert.
Hä flog me-i dicht vör dr Nose verbe-i;
dort setzt hä noch, Äller, be-im Stall offdr
Spreu. -“

„On dodröm flännste? Banns witter nüscht
es,
so äppes könn mich noch lang nett verdreß!
Schnüll schläckersch nür ob; e goter App'tit
vertröst dich be-im Ässe onn machts widder
quitt. -“

Vill annerscht noch würdst dou di Muel
erscht verziehen
leß dr Herrgott de Köb in dr Luft römfliee.“

Rhönmundart-Erläuterung:

Äller = Großmutter

äppes = etwas

schläckersch nür = schleuders nur

römfliee = rumfliegen



Wie das Dorf Merkers zu seinem Namen gekommen ist

Von Wucke

Am südwestlichen Fuße des Kraynberges führt ein Steg nach dem am jenseitigen Ufer der Werra gelegenen Dorfe Merkers. Über dessen Namensursprung geht folgende Sage: Den gestrengen Herren auf dem Kraynberge war es mit der Zeit lästig geworden, jeden Tag einigemal die Knechte mit den Eseln an die Werra zu schicken, um hier das für die Burg nötige Wasser holen zu lassen. Sie setzten deshalb einige ihrer Leute an den Fluß, gaben ihnen dort Grund und Boden und legten ihnen unter anderen Abgaben auch die Verbindlichkeit auf, die nun ohne besonderen Führer hinabgeschickten Esel mit dem nötigen Wasser zu versehen und wieder zurückzutreiben.

Diesen verdankte der Ort Merkers seine Entstehung; seinen Namen aber folgenden Vorfall:

Als sich später noch andere Bauern ansiedelten und die Burgherren den Leuten immer mehr Lasten auferlegten, wurden die Bauern störrisch und jagten eines Tages die Esel ohne Wasser den Berg hinauf. Dieses nahm aber der damalige Graf auf dem Kraynberge so übel, daß er sofort mit seinen Knechten aufsaß und die widerspenstigen Bauern züchtigte. Dem Schulzen aber erklärte er, daß im Wiederholungsfalle die Bauern seinen ganzen Zorn fühlen sollten, und indem er letzterem dabei mit neuen Lasten drohte, wandte er dem Schulzen mit den Worten: „Merk Er's!“ den Rücken.

Mißbrauchte Heimatliebe

Von Dr. Erik Hübnis, Berlin

Diesen Aufsatz vorzubereiten, ist mir sehr schwer gefallen. Es war dazu notwendig, Artikel und Materialien der zwanzig in Westdeutschland bestehenden Landsmannschaften durchzusehen. Aus dem Papier stieg beim Lesen der Geruch von Ruinen, Leichen, Gaskammern und Vernichtungslagern, so daß es unerträglich war, weiterzuarbeiten. Man soll nicht Eindrücke an den Anfang einer analytischen Arbeit stellen, aber hier drängte es sich geradezu auf: Es war, als wäre die Goebbelspresse von 1938 wieder lebendig geworden mit ihrem nationalistischen Dünkel, ihrer Lüge, ihrer hinterhältig angelegten Gefühlsduselei, ihren Schlagworten, die so lange gepredigt werden, bis sie eingefressene Vorurteile sind, und immer wieder Kriegshetze. Es war schwer, das auch nur stundenweise zu ertragen. Aber auf die Deutschen im Westen dringt dieses Geschrei seit Jahren ein. Es knüpft dort an, wo die Nazis, gezwungen von den Völkern, aufhören mußten.

Es ist Geschrei – aber es ist gefährlich! Darum ist es auch für uns, die ihre Liebe und Arbeit dem Aufbau einer sozialistischen Heimat widmen, notwendig, zu wissen: Die Revanchisten mißbrauchen und verfälschen die Heimatliebe, um einen neuen Krieg vorzubereiten.

Es sind die alten Führer.

Es sind die alten Methoden.

Es sind die alten Ziele.

Die alten Führer

Es soll hier nicht von dem Oberländer, Globke, Strauß, Seeborn gesprochen werden, auch nicht von dem faschistischen Führungsstab der Bundeswehr. Die Verbrechen dieser Herren sind dank den Arbeiten ver-

antwortungsbewußter Historiker landläufig bekannt. Nicht so bekannt sind die „Unterführer“ im kalten Krieg, die die Zuhälterdienste für die im Lichte Stehenden leisten.

Es ist interessant,

daß 40 Prozent der Offiziere der Bundeswehr sogenannte Vertriebene sind; daß in der Bonner Armee Landsmannschaftsverbände aufgestellt werden sollen;

daß Unterkünfte und Kasernen der Bundeswehr nach Städten sowjetischer, polnischer und tschechoslowakischer Gebiete benannt sind;

daß im Armeefragebogen die Zugehörigkeit zu einer Landsmannschaft angegeben werden muß.

Obwohl die Landsmannschaften nur etwa 10 Prozent der Umsiedler in ihren Reihen zählen können, beeinflussen sie Zusammensetzung und Geist der Bonner Armee entscheidend.

Wer leitet nun diese Landsmannschaften? Vorwiegend Faschisten, die aktiv an der Ausrottungspolitik gegen unsere Nachbarvölker teilgenommen haben. Dafür einige Namen von vielen:

Dr. Franz Böhm, Vorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL), Mitglied des Sudetendeutschen Rates (SR), Präsidiumsmitglied des Bundes der Vertriebenen (BdV), in dem sämtliche Landsmannschaften zusammengefaßt sind.

Früher: Leiter des Gaugerichts der NSDAP im Sudetenland.

In verschiedenen Funktionen sind in der Leitung der Sudetendeutschen Landsmannschaften u. a. tätig:

Emil Breuer: NSDAP-Ortsgruppenleiter in Reichenberg.

Dr. Viktor Aschenbrenner: u. a. Leiter des Sudetendeutschen Referates im VDA.

Dr. Rudolf Staffen: Germanisierer der tschechoslowakischen Papierindustrie.

Dr. Walter Becher: Kulturschriftleiter des NS-Gauorgans „Die Zeit“.

Franz Karmasin: Staatssekretär der faschistischen Tisoregierung in der Slowakei und Stellvertreter Henleins.

Dr. Hans Neuwirth: Hauptleitungsmitglied der Henleinpartei, NSDAP-Reichstagsabgeordneter.

Leo Schubert: NSDAP-Mitglied Nr. 87, SS-Standartenführer.

Theo Keil: Referent für Hauptschulfragen im Reichserziehungsministerium.

Frank Seiboth: NSDAP-Gauschulungsleiter (heute Vorsitzender der sogenannten Gesamtdeutschen Partei).

Mehrere faschistische Funktionäre und heutige Mitarbeiter der Landsmannschaften sind als Minister und hohe Beamte in Ländern der Bundesrepublik tätig. Hierfür nur ein Beispiel:

Dr. Fritz Köllner: Oberregierungsrat im Bayerischen Arbeitsministerium. Früher u. a. Stellvertretender Gauleiter, SA-Brigadeführer, Träger des goldenen Ehrenzeichens der NSDAP.

Die Träger des goldenen Parteiabzeichens der NSDAP Ulitz, Kohnert und Hasbach leiten heute die Landsmannschaften Oberschlesien und Westpreußen. Der NSDAP-Inspekteur Frauenhoffer aus Rumänien ist heute Landsmannschaftsvorsitzender in Bayern. Die Mitglieder des Blocks nationalsozialistischer Reichstagsmitglieder in Ungarn leiten heute in Westdeutschland die entsprechenden Landsmannschaften. Der nazistische stellvertretende Volksgruppenführer in Ungarn, Dr. Georg Goldschmidt, betreut heute im Bundesvertriebenen-Ministerium das Referat „Heimatlose Ausländer“ und pflegt dort liebevoll die aus den volkdemokratischen Ländern verjagten faschistischen Emigranten (die Personalangaben entstammen: Neue Kommentare, Frankfurt am Main, Nr. 1, 1961).

Diese Namen stehen für viele. Sie beweisen, wie weitgehend Naziverbrecher das politische Klima Westdeutschlands bestimmen. Sie spielen sogar Demokratie. Sie lassen sich auf die Wahllisten setzen. Selbst der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte ehemalige Minister Oberländer kandidierte wieder für den Bundestag. Sie haben sogar etwas gelernt, daß nämlich SA-Stiefel und HJ-Dolch mit Rücksicht auf die Werktätigen des In- und Auslandes noch verschleiert werden müssen. Ihnen ist jedes Mittel recht, den Menschen Sand in die Augen zu streuen. Soraya ist populär – na, dann wird sie eben Aushängeschild der „Landsmannschaft Berlin e. V.“ und erscheint auf deren „General-

versammlung nebst Eisbeisessen“ in München (Spandauer Volksblatt, 3. Mai 1961). Natürlich sind diese Treffen nicht nur ein Geschäft für die Revisionisten, auch die kleinen Schaubudenbesitzer wollen leben, und was der Adenauer kann, können die schon lange. So veranstalten sie in Berlin ein ostpreußisch-schlesisches Johannistfest als Rummel – mittwochs halbe Preise auf allen Karussells (Spandauer Volksblatt, 2. Juni 1961). Also immer 'rauf auf den Rummel: Hier sehen Sie im Zerrspiegel Adenauer als Friedenskämpfer, Globke als Antifaschisten; hier können Sie auf unserer ff-Berg- und Talbahn das Auf und Ab des Wirtschaftswunders nacherleben; hier zeigt Ihnen die Drehtrommel, wie die Wahrheit auf den Kopf gestellt wird.

Aber ernsthaft: Die Fassade ist neu gemalt, auf „show“ gemacht, in Wahrheit aber sind es

die alten Methoden

Das beginnt mit einem virtuosen Mißbrauch der natürlichen Heimat- und Vaterlandsliebe der Umsiedler und der geschickten Ausnutzung des Mitleids der übrigen Bevölkerung. Natürlich ist das Schicksal der Umsiedler schwer und bitter gewesen, aber haben die Völker der CSSR und Polens den Krieg begonnen oder die Nazis? Wer hat denn jene ungezählten Morde und Verbrechen begangen, doch jene Revanchisten, die heute am heftigsten jammern, weil ihnen Unrecht zugefügt sei. Nein, nicht mit ihnen heulen darf man, sondern die ehemaligen Umsiedler in Westdeutschland sollten diese Herren für die auch an ihnen begangenen Verbrechen endlich zur Verantwortung ziehen. Es ist das gleiche Spiel wie 1938. Das vor den bösen Polen (jetzt Kommunisten) geflüchtete Mütterchen, die (wirklich) bedauernswerten Kinder, die von verantwortungslosen Eltern der Ungewißheit ausgesetzt werden, die „bösen Russen“ und als neueres Gespenst noch unser Vorsitzender des Staatsrates, Walter Ulbricht, dem sie nicht verzeihen können, daß er zeit seines Lebens für Frieden, Glück und Sauberkeit seinen Mann gestanden hat und steht.

Ihre Hauptparolen sind: Das Recht auf Freiheit, das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht auf Heimat.

Das Recht auf Freiheit fordern diejenigen, die in der Vergangenheit Konzentrationslager, die Nürnberger Gesetze, die „Ostarbeiter“, die Kriegsgerichte gefordert und geschaffen haben, die heute die KPD verbieten, jeden für Frieden und Koexistenz Eintretenden verleumdend und verfolgend.

Das Recht auf Selbstbestimmung fordern diejenigen, die im zweiten Weltkrieg ganze Völker versklavten. Wenn Bundesminister Seeborn auf dem Sudetendeutschen Tag in Köln den Tschechoslowaken zurief: „Wir wollen auch eure Freiheit und euer Recht“, so wissen diese Völker zu gut, wie das gemeint ist. Sie werden ihre Freiheit und ihr Recht zu verteidigen wissen.

Schon einmal hat einer erklärt: „Ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der Deutschen aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt.“ Nur war es Hitler, 1938, auf dem Parteitag der NSAP in Nürnberg. Damals führte das zum Krieg, und die Nazis nahmen sich die Freiheit, selbst zu bestimmen, wer zu leben und zu sterben hatte. Damals führte das für Millionen zum Verlust der Heimat, und als der Krieg dann dahin zurückschlug, von wo er ausgegangen war, auch für Millionen Deutsche. Die Umsiedler haben inzwischen sechzehn Jahre Zeit gehabt, sich eine neue Heimat zu schaffen. Bei uns in der DDR wurden die Voraussetzungen dafür durch den Arbeiter-und-Bauern-Staat gegeben. In Westdeutschland wurde und wird das systematisch verhindert. Die Umsiedler werden in den Landsmannschaften von den Einheimischen isoliert. Der Lastenausgleich wird benutzt, um Nazis wieder auf die Beine zu helfen. Und wo das alles nichts nützt, wie z. B. bei den Neugeborenen, schaltet sich der Staat ein, indem er im „Bundesvertriebenengesetz“ bestimmt, daß jedes Kind als „Vertriebener“ gilt, wenn auch nur ein Elternteil Umsiedler war.

Auch der VDA ist wieder da, Hitlers 5. Kolonne im Ausland, und Hitlers „Reichsführer des Bundes Deutscher Osten“, erfaßt – diesmal vom „Landesverband Oder/Neiße“ der CDU-CSU aus (wieder) – die „Heimatvertriebenen im Ausland“. 1935 schrieb dieser Menschenfeind (im BDO-Organ „Der Neue Weg“): „Der Volkstumskampf ist

unter dem Deckmantel des Friedens nichts anderes als die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.“ Und 1961 sagte Bundesminister Strauß: „Der zweite Weltkrieg ist noch nicht zu Ende.“

Um das für die offen ausgesprochenen Eroberungspläne unumgänglich notwendige Kanonenfutter reif zu machen, beginnt man bereits mit der Vernebelung der Schulkinder. Nicht nur in den uniformierten Organisationen, sondern direkt in den staatlichen und privaten Schulen. Dazu gibt es eine „Arbeitsgemeinschaft Deutsch-Ostkunde im Unterricht“, die maßgeblich von Schuldirektor Theo Keil, ehemaligem Gaubeauftragten für das Schul- und Erziehungswesen im Gau Sudetenland, geleitet wird. Dazu gibt es die Zeitschrift „Deutsche Ostkunde“, die kostenlos an alle Schulen verteilt wird und in der z. B. Dr. Ernst Lehmann (im September 1959) schrieb: „Die eingeleiteten Maßnahmen wollen im Rahmen von Erziehung und Unterricht nicht nur den Anspruch auf die unaufgebaren Gebiete wachhalten und die deutsche Jugend für eine neue Ausfahrt im Auftrage Europas vorbereiten.“

Wohin die alte „Ausfahrt“ geführt hat, wissen wir, und darunter leiden wir noch heute. Eine neue würde nicht nur zum Verlust der Heimat für viele führen. Im Zeitalter der ABC-Waffen gäbe es keine Heimat mehr zu verlieren.

Die Meinung eines einzelnen? Nein – es ist die erklärte Meinung des Bonner Staates – dafür die Patenschaft in den Kreisen und Gemeinden für Landsmannschaften, dafür Schulpatenschaften, dafür Landsmannschaftskundgebungen mit Adenauer und anderen Regierungsmitgliedern als Redner. Denn „Zwischen der Bundesregierung und der Sudetendeutschen Landsmannschaft besteht in den Grundfragen volle Einmütigkeit.“ (Bundesminister Dr. Merkatz auf dem Sudetendeutschen Tag 1961 in Köln.)

Einmütigkeit wozu? Sie wollen wieder gen Ostland reiten. Es sind

die alten Ziele

Nach dem zentralen Informationsdienst des „Bundes der Vertriebenen“ vom 30. Januar 1961 erklärte Bundeskanzler Adenauer vor der Pommerschen Landsmannschaft: „Die

deutschen Ostgebiete werden nicht vergessen sein, wenn die geschichtliche Stunde naht.“ Die „geschichtliche Stunde“ ist der vorbereitete Krieg, und die „deutschen Ostgebiete“ sind nicht nur die im zweiten Weltkrieg verlorenen. Eine ständige Abteilung im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg z. B. versteht darunter auch die baltischen Länder, die ganze CSSR, Teile von Ungarn und nach anderen Veröffentlichungen auch Österreich. So erklärte der Vorgänger Bundesminister Seehoß als Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Lößmann von Auen: „Der Ausgangspunkt einer jeden deutschen Politik im Osten sind die tatsächlichen Grenzen Deutschlands, als es 1939 in den Krieg eingetreten war.“ (Sudetendeutsche Zeitung vom 15. April 1961.) Die „Rechtsgrundlage“ für solche Eroberungspläne bietet – Hitler, ganz offen Hitler! Im „Witikobund“, der Führungsgemeinschaft ehemaliger Nazigrößen, erklärte das seinerzeitige Mitglied der Waffen-SS, der Nazi-jurist Dr. Rabl: „Es kann kein Zweifel daran sein, daß das Sudetenland im Jahre 1938 rechtsgültig in die Gebietshoheit des damaligen Deutschen Reiches übergeführt worden ist.“ („Die Tat“ vom 8. Juli 1961.) Und die „Deutsche Soldatenzeitung“, München, schrieb am 26. Mai 1961: „Sicherlich ist der Münchener Vertrag völkerrechtlich erfüllt und rechtsgültig.“

Mit dem, übrigens am 5. August 1942, von den Alliierten annullierten Münchener Abkommen von 1938 begann aber die Besetzung der Tschechoslowakei und damit die faschistische „Neuordnung Europas“. Auch diese Erbschaft des Faschismus wird heute in Westdeutschland gepflegt. Darum heißt es z. B. im Punkt 14 der Grundsätze der Sudetendeutschen Landsmannschaft: „Unsere politischen Bestrebungen gründen sich auf das Recht auf die Heimat und auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Rahmen einer europäischen Integration.“

Um auch ganz deutlich zu machen, daß mit dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ nur gemeint ist, daß die Faschisten wieder das Recht erhalten sollen, selbst über andere Völker zu bestimmen. Noch zwei Beweise: Bundesminister Seehoß forderte auf dem Pfingsttreffen der Vertriebenen eine Volks-

abstimmung für die Sudetendeutschen „in ihrer alten Heimat“, gleichzeitig lehnte er Verhandlungen mit dem „Osten“ ab (Frankfurter Rundschau vom 12. Juni 1961). Die Pommersche Zeitung plauderte in ihrem Leitartikel vom 13. März 1961 aus, was mit unseren Nachbarvölkern nach der Integration geschehen soll: „Wenn es um den Lebensunterhalt geht, so hätten wir Vertriebene nichts dagegen, wenn die Polen bei uns Arbeit suchten.“

Also erst Rückführung der ehemaligen Umsiedler bzw. der faschistischen Besatzungssoldaten „ohne Verhandlungen“, d. h. Krieg, dann als 2. Etappe Wiederausbeutung der unterdrückten Völker als „Ostarbeiter“ durch die westdeutschen Junker und Monopolherren.

Ja, das würde den Herren so passen! Aber 1961 ist nicht 1938. Es existiert ein sozialistisches Weltlager und in ihm ein deutscher Arbeiter-und-Bauern-Staat, die Deutsche Demokratische Republik. Darum möchten die alten Herren im Westen diese Deutsche Demokratische Republik auch nicht wahrhaben, ob sie Adenauer heißen oder Brandt. Sie möchten uns ja so gerne ihren verderblichen Zielen unterwerfen! Darum Agentenorganisationen, darum der Appell an alle Landsmannschaften, künftig ihre Treffen nach Westberlin zu verlegen (Berliner Morgenpost vom 13. Juni 1961), darum das Anheizen des kalten Krieges, als wir Verhandlungen über einen Friedensvertrag vorschlugen.

Jetzt haben wir von unserer Freiheit auf Selbstbestimmung in der Deutschen Demokratischen Republik und in ihrer Hauptstadt Gebrauch gemacht und unsere Staatsgrenzen gesichert. Wir haben damit nicht nur unsere Heimat geschützt, sondern auch die der Westdeutschen, selbst wenn sie heute noch zum Teil den Trommeln der Revanchisten nachlaufen. Wir bewahren damit auch die Heimat unserer Nachbarvölker vor einer „neuen Ausfahrt“. Das war nicht nur unser Recht, es war auch unsere Pflicht – denn Heimatliche verpflichtet. An unserer Friedensgrenze ist ein für allemal halt geboten für diese alten Herren mitsamt ihren Methoden und Zielen.



Auf Friedenswacht

Foto: H. Spisla

Neue Ausgrabungen bronzezeitlicher Hügelgräber

Text und Fotos von Dr. Rudolf Feustel, Weimar

In den Jahren 1955 bis 1957 wurden bei Schwarza (Kreis Suhl) Rettungsgrabungen durchgeführt, die zahlreiche bedeutende Funde der bronzezeitlichen Hügelgräberkultur erbrachten und unter anderem neue Erkenntnisse über die Textiltechnik und die Frauentracht gestatteten.¹⁾ Im Rahmen einer weiteren systematischen Erforschung dieser Kultur grub 1960 das Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens (Weimar) unweit Wachenbrunn in der Gemarkung Jüchsen (Kreis Meiningen) eine Gruppe von zehn Hügelgräbern vollständig aus²⁾. 1961 begannen Grabungen auf der Buntsandsteinhöhle zwischen Dietzhausen und Schmeheim (Kreis Suhl), wo 18 (21?) große Hügelgräber vorhanden sind.³⁾

In monatelanger Arbeit legten wir die Bestattungen frei. Sie ruhten auf einem Steinpflaster oder waren von einer geschlossenen Steinpackung umgeben und bedeckt. Holzreste in den Gräbern von Dietzhausen beweisen, daß man die Toten in hölzerne Behältnisse gelegt hatte; bei Jüchsen möchte man sogar Baumsärge annehmen. Über das Ganze hatte man einen Erdhügel aufgeschüttet, den man durch einen Steinkranz einfaßte und bei Jüchsen auch noch mit einer Steindecke belegte. —

Von den Menschen der älteren Eisenzeit wurden den Hügeln von Jüchsen Bestattungen beigefügt bzw. neue kleine Hügel errichtet, wie u. a. eine Fibel und eine Nähnadel aus Bronze, ein eisernes Messer und Tonscherben beweisen. In einer Hügelaufschüttung (Jüchsen, Hg. 5) fanden wir kleine Stücke verkohlten Holzes. Die Untersuchung durch die Botanikerin Frau Dr. Helga Jacob erbrachte einen ganz unerwarteten Befund: Es handelt sich um furnierartig geschältes und dann gewickeltes Eichenholz, das offenbar bei den Bestattungsfeierlichkeiten als Fackel verbrannt worden war.

In den Gräbern von Dietzhausen fanden sich wiederum Reste der Kleidung. Ein Stück Stoff ist besonders interessant: Es ist ripartig gewebt, durch einzelne dunkelfarbene Fäden gemustert und ist aus zwei Teilen zusammengenäht.

Man nahm bisher fast allgemein an, daß die südthüringischen Hügelgräberleute Viehzüchter waren, welche u. a. Rinder und Schweine hielten und die schon Schafe mit einer recht feinen Wolle besaßen, wie die Untersuchungsergebnisse der Textilien von Schwarza gezeigt haben. Neuerdings entdeckte aber Dr. Jacob Weizenpollen, die sich innerhalb der Armspirale eines Mädchens (Jüchsen, Hg. 5, Best. 4) erhalten hatten. Damit dürfte der eindeutige Beweis erbracht sein, daß unsere Hügelgräberleute auch Ackerbau betrieben haben.

Vom einheimischen Bronzeuß-Handwerk zeugt außer den üblichen Doppelradnadeln der Frauentracht, verzierten Armringen, Randleistenbeilen, zahlreichen Pfeilspitzen u. a. m., ein Depotfund, der am Rande des Hügels 1 von Jüchsen lag. Er besteht aus zwei Stück Gußkuchen und aus zwei Dritteln eines mittelständigen Lappenbeiles. Seine Verformung und der eine mitten durch die stärkste Stelle gehende Bruch lassen erkennen, daß das Beil in noch teigigem Zustande der Gußform entnommen worden war und sich dabei verbogen hat. Als man versuchte, es wieder gerade zu richten, ist es dann zerbrochen. —

Technisch bemerkenswert ist auch ein eisernes Messer aus der älteren Eisenzeit. Ein großes Stück seiner Schneide war ausgebrochen und schon in urgeschichtlicher Zeit mit einer Zinn-Blei-Legierung ausge bessert worden. Wegen des weichen Lotes blieb es dennoch für den praktischen Gebrauch ungeeignet. Offenbar hatte man die Reparatur

schon im Hinblick auf die Verwendung des Messers als Totenbeigabe ausgeführt, und das gibt uns einen gewissen Einblick in die geistige Einstellung der damaligen Menschen.

Die Herkunft des Kupfers bzw. der Bronze ist noch umstritten. Während einige Forscher Importe aus dem Alpenraum annehmen, glauben andere, einheimischen Kupferbergbau nachweisen zu können.

Eine Doppelbestattung von Jüchsen läßt sich auf Grund der Beigaben und der unterschiedlich großen Steinpackungen im Sinne sozialer Unterschiede deuten. Im Hügel 1 von Jüchsen lagen zwei gleichzeitig niedergelegte Tote wie üblich gestreckt auf dem Rücken; der eine hatte u. a. eine Gewandnadel bei sich, und bei dem anderen fanden sich mehrere Pfeilspitzen in der Kopf- und Brustregion unregelmäßig verstreut. Neben diesen beiden Bestattungen lag in der gleichen Steinpackung ein beigabenloses Skelett in einer ganz ungewöhnlich extremen Hocklage. Man hatte diesen Toten offenbar wie ein Paket zusammengeschnürt und wollte damit sicherlich seine Wiederkehr unbedingt verhindern. Die Vermutung liegt nahe, daß diese drei Menschen durch ein Verbrechen mit erfolgter Sühne verbunden sind. Genauere Untersuchungen müssen aber hier wie auch bei den übrigen Objekten noch erfolgen, ehe sichere Deutungen der Befunde möglich sind.

Kulturell gehören die Hügelgräberleute von Jüchsen und Dietzhausen zur sogenannten Fulda-Werra-Gruppe, die etwa zwischen 1600 und 1200 v. u. Z. Südthüringen und Osthessen bewohnte. Die neueren Grabungen haben aber auch Funde gebracht, welche kulturelle Beziehungen nach der Oberpfalz und nach Westböhmen belegen. In diesem

Zusammenhang sei angedeutet, daß unsere beiden Fundplätze im Bereiche eines uralten Verkehrsbandes liegen, das etwa durch die Gleichberge und den Paß von Oberhof markiert wird. —

Es ist geplant, das gesamte Gebiet, in welchem die Hügelgräber von Dietzhausen liegen, unter Bodendenkmal- und Naturschutz zu stellen. Mit Unterstützung des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Suhl wird hier eine Art Freilichtmuseum geschaffen. In diesem werden neben zahlreichen unveränderten Hügeln geöffnete Gräber gezeigt, welche den inneren Aufbau erkennen lassen, und schließlich wieder aufgeschüttete Hügel, die den ursprünglichen Zustand vor Augen führen. Außerdem wird der jetzt vorhandene naturwidrige Fichtenforst allmählich durch einen Eichenmischwald ersetzt und damit ein Landschaftsbild geschaffen, das jenem der Hügelgräberbronzezeit sehr ähnlich ist. — Der Kreis Suhl erhält damit ein Ausflugsziel, das in gleicher Weise den historisch wie den botanisch interessierten Natur- und Heimatfreund anziehen wird.

Anmerkungen:

- 1) R. Feustel: Bronzezeitliche Hügelgräberkultur im Gebiet von Schwarzka (Südthüringen). Veröff. d. Mus. f. Ur- u. Frühg. Thür. 1), Weimar 1958.
- 2) R. Feustel: Hügelgräber bei Jüchsen, Kreis Meiningen. (Ausgrabungen und Funde, Bd. 5, H. 5), Berlin 1960.
- 3) Für die Finanzierung der Ausgrabungen haben wir dem Rat des Bezirkes Suhl (Abt. Kultur), der Deutschen Historiker-Gesellschaft und dem Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen und für tatkräftige, z. T. ehrenamtliche Mitarbeit den Schülern und Schülerinnen vor allem der Erweiterten Oberschule Suhl, aber auch der Oberschulen Dietzhausen und Zella-Mehlis zu danken.



Bäume und Hecken in Dorfbild und Flur

Von Dipl.-Gartenarchitekt Hasso Schuster



Der Baum ist eng mit unseren Dörfern verbunden. Die alte Linde steht am Dorfplatz, der Obstbaum im Garten, beide erreichen oft ein ungeahntes Alter. Sitte war es und sollte es bleiben, zu bestimmten feierlichen Anlässen einen Baum zu pflanzen. Die Flur wurde markiert durch einen Baum, auf dem Dorfplatz diente er als Mittelpunkt, örtlich und gesellschaftlich. Feste wurden unter ihm gefeiert, Gerichte wurden gehalten, auch alle anderen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen wurden hier ausgetragen. Oft erhielten die Bäume eine ganz bestimmte Funktion zugewiesen. Da gibt es den Gerichts- und den Streitbaum, die Centbäume und die Malbäume. Am bekanntesten sind die Tanzlinden und -buchen, bei denen nicht nur um den Stamm, sondern auch im Geäst mittels eines eingebauten Bodens getanzt wurde. Eine solche Linde steht in Sachsenbrunn. Wir zählen viele Dörfer in unserem Bezirk, die ihre alten Bäume in Ehren halten und danach trachten, daß sie keinen Schaden erleiden und erhalten bleiben. An dieser Stelle soll Oberpörlitz im Kreis Ilmenau genannt werden. Hier stehen inner- und außerhalb des Ortes eine große Anzahl von ein-

zeln alten Eichen, Linden und Kastanien, die dem Ort eine wohlthuende Einbettung in die Landschaft bringen. Es ist charakteristisch, daß diesem Ort die bei anderen oft als Folge des Erholungsbetriebes erscheinenden kitschigen „Grünanlagen“ fremd sind. Hier gibt es keine Miniaturparks mit Rundbeeten und Steinhäufen. Aber über den Gartenmauern hängen weiße und rote Rosen, an den Mauern blühen die großen Malven, und vor der Konsumgaststätte stehen die Tische unter einer prächtigen Eiche. Es gibt viele andere gute, aber auch schlechte Beispiele. Oft werden die Bäume, weil man nicht rechtzeitig ihrer gedacht hat, technische Anlagen geopfert. Man sollte immer bedenken, daß ein Baum viele Jahrzehnte braucht, um jene großartige Gestalt zu erhalten, die uns an den alten Dorfbäumen so beeindruckt.

Besonderer Pflege bedürfen die ländlichen Parks. An ihnen wird aus Unverständnis oft schwer gesündigt. Dabei können sie für das kulturelle Leben im Dorf von großem Wert sein. Parkfeste mit Tanz und Spiel bei gemeinsamen Anlässen bringen die Genossenschaftsbauern auch außerhalb der Arbeit zusammen. Einen guten Anfang machte in

diesem Sinne die Gemeinde Roßdorf, Kreis Schmalkalden, in ihrem Park. Es gibt aber auch eine Anzahl von Gemeinden, die sich des Schatzes, den sie in ihrem Park besitzen, nicht bewußt sind. Ein Park kann nicht sich selbst überlassen bleiben, er bedarf der Pflege, um funktionstüchtig zu bleiben. Das gilt nicht nur für Wege und Bänke, sondern im besonderen auch für seinen Baumbestand. Ein Park kann sich zu Tode wachsen, die großen Wiesenräume wachsen zu, die Blickbeziehungen werden eingengt und gehen verloren. Haben die Bäume den Schluß verloren, und sind sie zu Stangenholz geworden, dann ist das Durchhauen unbedingt erforderlich. Vor diesen Arbeiten sollten die Gemeinden das Urteil eines Gartenarchitekten einholen, der die Regeneration des Parkes entsprechend seiner künstlerischen Gesamtidee vorschlagen kann.

Überall macht sich das Neue im Dorf seit der sozialistischen Umgestaltung bemerkbar. Die Produktionsanlagen der Genossenschaften liegen zumeist außerhalb der Ortslage und bedürfen dadurch in besonderem Maße der Einbindung in die Landschaft. Wie anders können wir die modernen Anlagen mit dem umgebenden Landschaftsbild harmonisch verbinden als mit dem Baum. Hierbei kommt ihm nicht nur das ästhetische Merkmal zu, sondern vor allem funktionelle Gründe erfordern die Umpflanzung der Anlagen. So ist vor allem der Windschutz wichtig, den Baum und Strauch den neuen großzügigen Stallanlagen bringen. Denn Offenstall bedeutet nicht, daß die Tiere dauernd auskühlendem Wind ausgesetzt sind. Eine entsprechende Schutzpflanzung bringt den Tieren einen Auslauf in windberuhigter Zone, gleichzeitig kann sie die Stallanlagen in den Landschaftsraum einordnen helfen. Wie die Bauern früher ihren Hof durch einen Baum markierten, so sollte das heute der LPG-Rinderhof an seinem Eingang tun. Der Baum oder die Gruppe am Eingang kann später Zeugnis ablegen von der sozialistischen Umgestaltung des Dorfes. Eine große Bedeutung kommt in landwirtschaftlich stark genutzten Gebieten des Bezirkes Suhl den Feld- und Restgehölzen, den Hecken in der Ackerflur zu. Einst als Abgrenzung entstanden, sucht man sie

heute als Grundlage für Erosionsschutz- und Windschutzpflanzungen auszunutzen. Bei der Zusammenlegung der Kleinparzellen zu Großschlägen sollte man von vornherein an die für bestimmte Standorte erforderlichen Schutzmaßnahmen denken. Die sozialistische Großraumwirtschaft muß den Raubbau der kapitalistischen Epoche überwinden. Karl Marx schrieb im „Kapital“, Abschnitt „Die Produktion des relativen Mehrwerts“: „Jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst der Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in der Steigerung seiner Fruchtbarkeit für gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit.“ Die durchschnittliche Steigerung der deutschen Hektarerträge um ca. 10 dz während der letzten 100 Jahre brachte zusätzlichen Verbrauch von 70 mm Wasser während der Vegetationsperiode, wobei noch nicht einmal die Vor-, Zwischen- und Nachfrüchte und die große Blattmasse durch künstliche Düngung bedacht sind. Mit anderen Worten: Wasser ist während der Vegetationsperiode Mangelfaktor geworden (man darf sich dabei nicht durch einzelne nasse Jahre, wie z. B. 1961 täuschen lassen). Die beste Methode, den Wasserverbrauch zu senken, weil auf diese Weise eine ganze Reihe anderer Wohlfahrtswirkungen erzielt werden, so auch die Erhöhung der Temperatur, eines weiteren Mangelfaktors, ist der Windschutz durch Hecken.

Es ist in diesem kleinen Beitrag auf eine Reihe Fragen, die im Zusammenhang mit Baum und Strauch stehen, hingewiesen worden. Der Bezirksfachausschuß für Landschaftsgestaltung, Dendrologie, Naturschutz und Botanik beim Deutschen Kulturbund Suhl übernimmt gern die Beratung der Gemeinden in Detailfragen.

(Fortsetzung von Seite 56)

hausen seine Schnitzerschule. Das ist der Erfolg des zähen Ringens Gustav Möllers. 175 Schnitzer waren bei ihm in der Lehre, die heute noch mit Stolz sagen:

„Ich habe beim Altmeister Möller gelernt.“

Der Hautsee

Unfern des Dorfes Dönges, dicht an der Heerstraße von Vacha nach Eisenach, ruht in einem von waldigen Höhen und einigen freundlichen Anlagen umgebenen Kessel der Spiegel des durch seine schwimmende Insel bekannten Haut- oder „Huitsees“. Die Fläche desselben soll gegen vier und die der erwähnten Insel ungefähr einen halben Morgen betragen. Jahrelang erscheint das gegen vier Fuß tiefe und dicht mit Birken und Kiefern bestandene Eiland wie von dämonischen Mächten des verwünschten Kessels an dem einen Ufer festgehalten. Dann blähen sich auf einmal die grünen Segel, und langsam treibt es wieder dem gegenüberliegenden Ufer zu, und kopfschüttelnd, bald seufzend, bald freudig erregt, sehen die Landleute dem stillen Treiben zu. Denn der zufällige Standpunkt der Insel deutet unvermeidlich auf Krieg und Teuerung oder Frieden und gute Zeiten, je nachdem er sich an diesem oder jenem Ufer befindet.

Auch noch zwei Nixen wohnen in der grundlosen Tiefe des Sees, die dritte ist tot. Vor Jahren kamen sie alle drei zuweilen zum Tanze unter die Linde nach Dönges. Einer der Burschen aber verliebte sich in die schönste der Schwestern und hielt diese zurück, während die andern wieder nach dem See eilten. Als der Zurückgebliebenen endlich bange wurde, begleitete sie ihr Schatz bis hin an den See. Da sprach sie zu ihm: „Herzliebster Schatz, ich bin zu lange bei dir geblieben, und das wird mir den Tod bringen; du wirst es sehen, wenn mein Blut aus der Tiefe zu dir emporquillt.“ Darauf schlug sie mit einer Gerte ins Wasser, das rechts und links zurücksäumte, winkte ihrem Liebsten noch einmal freundlich zu und stieg die tiefe Treppe hinunter. Kaum aber war das Wasser zusammengeschossen und wieder glatt, als der Bursche auch den roten Blutstrahl aufsteigen sah.

Der arme Junge hat sich darauf zu Tode gehärmt, und von den andern beiden Nixen hat man seit jener Zeit nie wieder etwas gesehen.

Walter Werner

Blätter

*Seltene Vögel des Herbstes,
die tanzenden
oktoberroten Blätter
aus den Kastanien.*

*Wie papierene Blumen
fallen sie
auf die weichen Wellengewänder
der Flüsse,
und aus dem Rinnstein
scheucht sie der Besenstrich
in den frostigen November
bis an den Flug der Schneeflocke.*

*Dort, in der Eisdrift
des Dezembermondes,
brüten sie noch schwarzäugig
in den Perlmutternestern
aus Nebel und Sonne.*



Oberhof – „Sonnenanbeter“ vor der Wandelhalle

Foto: Kornmann

Ludwig = Gartenhaus

STÄTTE DES GEDENKENS UND DER FORSCHUNG

Text und Bild: Ingrid Nickel

Die Otto-Ludwig-Stadt Eisfeld ist um eine wertvolle Kulturstätte reicher geworden. Das Gartenhaus des Heimatdichters Otto Ludwig ist nun der Öffentlichkeit als Erinnerungsstätte, den Freunden und Kennern des Dichters als Stätte der Forschung zugänglich. Am 10. September 1961 konnte diese Gedenkstätte als würdige Fortsetzung der zwölfjährigen Aufbauarbeit des Kulturzentrums im Eisfelder Schloß geweiht werden. Das Museums-Kollektiv unter der Leitung von Herrn Dr. Ernst Dahinten schuf gemeinsam mit den Mitarbeitern des Otto-Ludwig-Heimatmuseums und Handwerkern der Stadt ein Werk, welches das Leben und Schaffen Otto Ludwigs würdigt.

Viele schöpferische Debatten gab es um die Gestaltung der beiden Räume im Gartenhaus des Dichters. Der Gedenkraum ist nicht schlechthin Museum, sondern vielmehr eine lebendig gestaltete Milieuschilderung aus der Zeit seines Schaffens. Der Arbeitsraum lädt Freunde und Kenner zu vertiefendem Studium der Werke ein. Die Arbeitsbibliothek mit den Werken des Dichters, Originalmanuskripten und Briefen bietet so manche Kostbarkeit.

Die Geschichte des Gartenhauses ist sehr bewegt und interessant. Sie ist übrigens im Gästebuch der Gedenkstätte aufgezeichnet.



*Bronzedenkmal des jüngeren Otto Ludwig
mit dem Gartenhaus*

Der Stadtsyndikus Ernst Ludwig tauschte im Jahre 1810 $\frac{3}{4}$ Acker und $\frac{2}{4}$ Kleinodsfeld an der Schießmauer gegen $\frac{6}{4}$ Gärten im Heinig. 150 Gulden waren der Preis für das Grundstück mit der Eiche und einer Brunnenleitung aus der Sulze. 1814, ein Jahr nach der Geburt Otto Ludwigs am 12. Februar 1813, wurde das Gartenhaus erbaut. Es war das Jugendparadies des Dichters. Hier lernte er „die Lust an der Einsamkeit und der Natur.“ Er betrieb hier seine musikalischen Studien (1829 bis 1839) und schrieb seine ersten poetischen Arbeiten (1840 bis 1842).

Otto Ludwig erkannte wie wohl kein deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts sehr frühzeitig die heimatische Landschaft, die Natur und den Menschen als den unversiegbaren Quell wahrer Poesie. Und er schöpfte aus diesem Quell für sein reiches dichterisches Schaffen. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts trat er für den „poetischen Realismus“ ein. „Unsere Zeit verlangt eine andere Auffassung des menschlichen Ideals wie des Schicksals, als die Zeit Goethes und

Schillers! Es gilt, realistische Ideale darzustellen, d. h., die Ideale unserer Zeit.“ Als obersten Lebensgrundsatz verlangte Otto Ludwig „beim Menschen die Wahrheit und beim Poeten die unverfälschte Darstellung der Wirklichkeit“.

In der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“, den Novellen „Die Heiterethei“ und „Vom Regen in die Traufe“ sind das Leben der arbeitenden Menschen, die Sitten und Bräuche der Stadt Eisfeld poetisch gestaltet. Otto Ludwig lebte während der 48er Revolution in Dresden. Für ihn bedeutete es ein großes Opfer, als er 1838 aus wirtschaftlicher Not seinen Garten verkaufen mußte. Der Brauer Johannes Recknagel, ein Jugendfreund Otto Ludwigs, versuchte, das Gartenbild in seiner damaligen Form zu erhalten. Bald jedoch ließ er eine Gastwirtschaft mit Kegelbahn bauen, und den Eisfelder Bürgern war der Garten des Dichters als „Recknagelscher Bratwurstgarten“ zum Begriff geworden.

Arbeitsraum im Gartenhaus des Dichters

Durch die erfolgreichen Aufführungen seiner Werke war die Eisfelder Bevölkerung stolz auf ihren Sohn. 1866 wurde eine Gedenktafel enthüllt, und Georg der II. stiftete das Bronzedenkmal auf dem Schloßplatz. Der Garten des Dichters im Heinig, wohl die beste Gedächtnisstätte, war in Vergessenheit geraten. Ein Gärtnereibetrieb zerstörte die Gartenanlagen, die Otto Ludwig so geliebt hatte. Seit 1909 gab es auch im Rathaus ein Otto-Ludwig-Zimmer mit Erinnerungsstücken an den Dichter und Gedenktafeln in der Stadt.

1913, zur 100. Wiederkehr des Geburtstages Otto Ludwigs, wurden im Schützenhof „Die Torgauer Heide“ und „Die Geschwister“ aufgeführt. Die „Eisfelder Zeitung“ brachte damals den Hinweis, den Garten des Dichters für die Nachwelt zu erhalten. Erst 1922 kaufte die Stadt den Garten und baute darin ein großes Wohnhaus. Die Otto-Ludwig-Gemeinde und später der Otto-Ludwig-Verein unter der Leitung des Lehrers Karl Kley stellten sich die Aufgabe, den Garten zu einer würdigen Gedächtnis-



stätte zu gestalten. 1934 wurde sie eingeweiht. Ein Jahr später führte das Meiningener Theater Otto Ludwigs Drama „Der Erbförster“ auf der Freilichtbühne auf.

Die wertvolle Einrichtung des Gartenhauses wurde entfernt, als 1944 ein Mitarbeiter eines Berliner Verlages erzwang, dort zu wohnen. In der alten Schule, der Turnhalle und der Kirche konnte 1948 einiges geborgen werden. Ein Jahr später begann die Eisfelder Sportgemeinschaft mit der Enttümmerung der Freilichtbühne, deren unterirdische Bühneneingänge gesprengt worden waren. Zum Weltfriedenstag fand dann die erste sportliche Veranstaltung dort statt.

In einer Festsitzung der Gemeindevertretung am 4. März 1950, zu Ehren des 100. Jahrestages der Uraufführung des „Erbförsters“ in Dresden, beschloß sie auf Anregung der Museumsgemeinschaft, das von den Sportlern begonnene Werk planvoller fortzusetzen. Herrn Dr. Dahinten und Herrn Glaser oblag die Leitung der Arbeit. Die ganze Stadt half mit, und als Lohn für die vielen Stunden Aufbauarbeit erlebten sie seither auf der Otto-Ludwig-Freilichtbühne unzählige Konzerte, Theateraufführungen, Filmveranstaltungen und Estradenprogramme.

Erst im Herbst vergangenen Jahres wurde die Wohnung im Gartenhaus frei, und das Museumskollektiv konnte seinen Auftrag vom Rat der Stadt – dort eine Gedenkstätte einzurichten – in Angriff nehmen. Und viele helfen mit, Versäumtes von vielen Jahren nachzuholen.

Der Dichter Otto Ludwig trug mit seinen Werken auch den Namen seiner Heimatstadt in die Welt. Das legt der Stadt Eisfeld die Verpflichtung auf, ihren Sohn zu ehren und seine Werke wieder allen zugänglich zu machen. Viele Menschen der näheren und weiteren Umgebung haben – angeregt durch einen Besuch im „Otto-Ludwig-Heimatmuseum“ im Eisfelder Schloß – Otto Ludwig neu entdeckt, erfahren, wer er war, was er schuf.

Erst in unserer Gesellschaftsordnung erfuhr der Heimatdichter Otto Ludwig voll die verdiente Ehrung und Anerkennung.

Urlaub an dr See

*Wenn mr Johr un Toch tutt schaffe,
dauernt an dr Arbeit hängt,
ei, wie dut e Bauer gaffe,
wie dr mol in Urlaub schwenkt
an dr See, off Ferienscheck.
Brommelt erscht: „S boot känn Zweck,
wie kann ich miet en Plan erfülle
im Strandkostüm un Sonnebrille?“*

*Doch wie strahlt do sei „Melone“
an dr See su frub un frisch:
Sieht do manche „Strandkanone“,
manchen „Gold- und Silberfisch“.
Dr Himmel lacht, d See is blau!
Do denkt kã Mensch an Ackerbau!
Dos is dr LPG ebr Sache,
dremm kann dr Bauer Urlaub mache!*

*Ja, d Zeit, sie dot sich wende,
an dr See siehts annersch aus:
Arbeiter- un Bauernhände
spieln in Sand un rubn sich aus.
Un immer mehr aus Stadt un Land
frisch erbult un braun gebrannt,
is dos heit kã feine Sache?
dos konnten früher nebr Reiche mache*

Hans Müller

Piesaner Mundart

Lehr- und Schaubergwerk Asbach

Von Arno Seiler, Asbach

Die Entwicklung des Ortes Asbach im Kreis Schmalkalden als Erholungsort gab bei einigen interessierten Menschen des Ortes den Anstoß zur Bildung einer Ortsgruppe des Deutschen Kulturbundes. Der anfangs kleine Kreis der Mitglieder leistete eine zielstrebige, gute Arbeit, und der Deutsche Kulturbund fand Beachtung bei allen Kreisen der Bevölkerung des Ortes. Durch eine planmäßige Veranstaltungstätigkeit wurden immer mehr Menschen an die Aufgaben des Deutschen Kulturbundes herangeführt und interessiert. Heute zählt die Ortsgruppe über 60 Mitglieder. Nicht nur in der Vortragstätigkeit, sondern auch bei der Erforschung der Ortsgeschichte und bei der Ortsverschönerung waren die Freunde aktiv. Durch ihre intensive Arbeit wurde der Ort zweimal im Wettbewerb „Das schöne Dorf“ ausgezeichnet, und dies gab wieder Ansporn für neue größere Vorhaben.

Bei der Erforschung der Ortsgeschichte und der Geschichte der Arbeiterbewegung kam man auf den früher betriebenen Bergbau in den Asbacher Bergen. Da man wußte, daß der Ort Asbach und seine reizvolle Umgebung ein gern besuchtes Fleckchen in unserem Kreis ist, suchte man auch in der rührigen Ortsleitung nach einem bedeutsamen Anziehungspunkt aus der örtlichen Geschichte, der dem Ort noch eine besondere Bedeutung gibt. Als nach vielen Erwägungen die Festlegungen getroffen wurden, den Bergbau, der in der Entwicklung des Klein-eisenhandwerkes in Asbach, ja sogar im gesamten Kreis Schmalkalden eine besondere Rolle spielte, zu würdigen, wurde nach Beratung und Begutachtung von Fachleuten der

Bergakademie in Freiberg/Sa. das Lehr- und Schaubergwerk „Finstertal“ in Asbach in harter, langer Arbeit im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes mit der Unterstützung des Rates des Bezirkes, vor allem aber durch die Unterstützung der Kumpel und Kollegen des VEB Eisenmanganbergwerk Schmalkalden, in einer wirklich sozialistischen Gemeinschaftsarbeit fertiggestellt. Die Anlage, die einen sehr hohen polytechnischen und musealen Wert hat, gibt einen guten Einblick in die schwere Arbeit des Bergmannes und dient gleichzeitig als Ergänzung zum Heimatmuseum „Schloß Wilhelmsburg“ in Schmalkalden.

Die Grube „Finstertal“ wurde in den 20er Jahren noch einmal zur Erschließung von Roteisen und Mangan aufgefahren, aber wegen der geringfügigen Gangführung recht bald wieder verlassen.

Da das Grubengebäude fachmännisch abgesichert, gesäubert und ausgebaut wurde, gibt es durch die erfolgte Ausrüstung mit den entsprechenden Maschinen und Gezähnen einen guten Überblick über den Bergbau. Nachdem nun schon über 12 000 Besucher die Anlage seit Eröffnung besichtigten, erhielten wir schon eine ganze Anzahl von Stellungnahmen, die eine Anerkennung für die geleistete Arbeit sind. Obwohl laufend weiter an der Entwicklung des Objektes gearbeitet wird, sei es nun im Rahmen des NAW oder in der weiteren Erforschung der im Zusammenhang stehenden bergbaulichen und geologischen Momente, ist noch eine große Arbeit zu verrichten. Die Fertigstellung der Außenanlage bereitet dem Aktiv noch einige Sorgen, denn es müssen alle

Aufgaben im Rahmen des NAW gelöst werden. Die Einschätzung eines Fachkollektivs soll nun den Schluß meiner kurzen Ausführungen bilden.

„Wir haben das Schaubergwerk befahren, es hat uns sehr gut gefallen, wir sind der Ansicht, daß die Anlage bestens geeignet ist, Laien einen guten Einblick in den Bergbau und in die Arbeit des Bergmannes zu geben. Die Bedeutung geht weit über den lokalen Rahmen hinaus. Es ist zu wünschen, daß durch entsprechende Werbung viele Besucher kommen, was für den Fleiß und die unermüdete Arbeit wohl der schönste Lohn sein wird.“

gez. Dipl.-Geol. Pezelt

gez. Geol. Ing. W. Hetzer

gez. Dipl.-Geol. A. Söllig

gez. Dipl.-Geol. J. Jungblut

Besuchen auch Sie uns einmal!

Das Lehr- und Schaubergwerk ist in den Sommermonaten täglich von 9 bis 16 Uhr geöffnet. Sollten Gruppenführungen vorgesehen sein, bitten wir um vorherige Anmeldung, damit das entsprechende Führungspersonal zur Verfügung steht.



Mundloch des Schaubergwerkes

A. Mattbes, Klings

Muffelwild

im Rhönwald

Seit wann gibt es Muffelwild in der Rhön? 1935! Auf dem Bahnhof Dermbach der normalspurigen Feldabahn hält ein Güterzug. Vor einem Jahr hat die schmalspurige Großmutter Feldabahn auf der Feldastraße weichen müssen. Der zunehmende Verkehr hatte sie verdrängt. Wie würden sich bei dem heutigen Hin und Her der Fußgänger, Radfahrer, Motorradfahrer, Autofahrer, Omnibusfahrer und Traktoristen ausnehmen?

Aus einem Güterwagen werden drei Latenverschlüge mit einem Muffelbock und vier Wildschafen ausgeladen. Der Empfänger ist das ehemalige Forstamt Dermbach. Forstmeister Staudt, ein Rhöner, ein Freund der Rhön und des Rhönwaldes, hat sie kommen

lassen. Noch am gleichen Tage werden die Neulinge im Hausberg bei Neidhartshausen ausgesetzt.

Die fünf Tiere bleiben drei Monate in einem Wildgatter von 50 Ar. Forstmeister und Förster kümmern sich um sie und beobachten, ob sich die Tiere an unser Klima, unsere Höhenlage und die Futterverhältnisse langsam gewöhnen. Nach drei Monaten werden die Tiere in die Wildbahn gelassen; denn eine neue Wildart hat sich gut eingewöhnt . . . und ist sehr zufrieden mit den geschlossenen Buchen- und Mischwäldern um Hausberg, Neuberg, Kolben usw., dem trockenen Kalkboden, dem steinigen und hügeligen Land an der Felda. Ihre Hufe sind härter geworden, und eitrige Geschwüre am Hufansatz sind nirgends eingetreten.

1937! Schon beobachtet man 5 Widder (Schafböcke) und 7 Schafe. Einige wanderten sogar nach Kranlucken im Ulstertal ab. Was mag die Ursache gewesen sein? Das Muffelwild hat doch keine und kennt doch keine Feinde. Höchstens könnte sie ein wilder Hund oder ein Wilderer vertrieben haben.

Wo ist heute Muffelwild zu sehen?

Am Tage wirst du die guten Tiere kaum sehen. Da stehen und grasen sie an windgeschützten Südhängen, auf kahlen Berg Rücken mit weitem Blickfeld oder in der Obstplantage in einem kleinen Seitental oberhalb Diedorfs. Die Schulkinder des Rhöndorfes hatten das Glück, die Tiere durch das Fernglas zu beobachten. März 1955 war's. Der Winter wollte gar nicht weichen. Immer noch war's grimmig kalt und naß. Der Hunger ließ die Tiere den Weg ins Tal wagen. - In der Flur Klings sind vor einigen Jahren auch einmal 8 Muffel gesehen worden.

Am Abend treten sie am Kolben und an den Hirtenköpfen heraus. Rudel von 8 bis 10 Stück kennen nicht einmal Furcht vor einem pflügenden Bauern in der Nähe.

Worin besteht die Äsung des Muffelwildes? Gute Waldgräser, wüchtige Heilkräuter, Eichenblätter und Pilze frißt das Muffelwild am liebsten. Wildverbiß an Triebspitzen und geschälte Jungeichen und Jungeschen beweisen, daß es manchmal auch geringen Schaden verursacht.

Wie sieht das Muffelwild aus?

Ein bis zwei Lämmer folgen im März schon nach einigen Tagen ihrer Mutter. Stämmig sind die Tiere, stolz wirken sie durch den herrlichen Kopfschmuck, die bogenförmig rückwärts gekrümmten Schneckenn.

Der Zufall spielte mir und den Kindern von Klings zwei Gehörnpaare in die Hand, die von Waldarbeitern gefunden wurden. Ein Förster verwahrt sie. Wahrlich ein seltenes Stücklein Anschauung, eine Gelegenheit, die sich der Heimatkundelehrer nicht entgehen läßt. Ein Schüler leiht sie nach Rücksprache des Lehrers aus. Er kann den Schädelabschnitt mit den beiden geringten Schneckenn gerade schleppen. Uns interessiert, was das Fundstück wiegt - 7 Pfund!

(In der Zeitschrift für den Erdkundeunterricht, Heft 1/1955, ist außerdem ein guter Beitrag eines Kollegen mit einem Bild eines Mufflons.) Wir wollen das Gehörn sehen, anfassen, drehen, wenden, heben und - fotografieren für die Schüler und Pioniere, die auch ihre Rhönheimat geologisch, geographisch, geschichtlich, biologisch usw. kennen, schätzen und lieben wollen wie wir.


Die Haare des Muffelwildes sind glatt anliegend, fuchsig rotbraun. Der Unterkörper, die Läufe und das Geäse sind weißlich, weiß auch der Sattel und der Bauch. Dazwischen verläuft ein dunkler Streifen. Des Muffels Wedel, das Stummelschwänzchen, ist etwa 10 cm lang. Die Länge des Tieres beträgt 1,20 m, die Widerristhöhe (erhöhter Teil des Rückens bei Vierfüßlern) mißt ungefähr 65 bis 70 cm. Ein Muffel wiegt insgesamt rund 40 kg, ein Wildschaf rund 30 kg.

Wo hat das Muffelwild seine Heimat?

Das Muffelwild hat seine Heimat in der Hauptsache auf Sardinien und Korsika. 1732 kamen von da Tiere nach Wien in die Menagerie. 1752 hatten sich die Tiere gut vermehrt und kamen in die freie Wildbahn. Unser Hausschaf stammt entweder vom Mufflon als Stammvater oder vom asiatischen Kreishornschaf, denn die Heimat aller Schafe liegt um den Himalaja.

Wo lebt das Muffelwild bei uns?

Standorte wurden im Kreis Bad Salzungen, um Eisenach, Gotha, Bad Berka, den Kyffhäuser und den Harz bekannt. Wer kennt andere?



Alte Traditionen zu neuem Leben

Von Horst Greulich, stellvertretender Bürgermeister von Zella-Mehlis

„Zella-Mehlis: Stadt im Tal der Lichtenau und des Lubenbaches – Zentrum der metallverarbeitenden Industrie südlich des Thüringer Waldes – besonders bekannt Mercedes-Rechen-, -Schreib- und -Buchungsmaschinen, doch auch Kugellager – 16 000 Einwohner.“ – So wird es vielleicht mancher Leser einmal in einem Baedeker gelesen haben, in dem die erst 42jährige Doppelstadt als Urlaubs- und Erholungsziel gepriesen wurde.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kleinen Arbeit sein, die geschichtliche Entwicklung der Stadt darzustellen. Ihr Anliegen ist es vielmehr, einen kleinen Teil der Kulturgeschichte der Stadt herauszugreifen: die Geschichte des „Hirtenfestes“, das Anfang August des vergangenen Jahres zum 9. Male in der Industrie- und Bergstadt als einziges

Fest dieser Art in ganz Deutschland gefeiert wurde.

Dutzende von Jahrzehnten nach der Dorfgründung von Cella St. Blasii und Mehlis war der Wald die einzige Nährquelle der Bewohner dieses Landstriches. 1472 ist darum schon von einer „Holzgerechtsame“ die Rede. Von alters her besaßen auch die Bauern das Wald- und Triftrecht wie auch das Bergrecht.

Letzteres ist besonders erwähnenswert, da die Berge rings um die beiden damaligen Gebirgsdörfchen abbauwürdige Erze bargen. Noch heute erinnert die Flurbezeichnung „Eisenberg“ im Stadtteil Mehlis daran. Während der Wald einerseits das Nutz- und Brennholz lieferte, diente er andererseits vom Frühjahr bis zum Herbst als Viehweide und mußte auch das Winterfutter für die Viehherden liefern.

In der Stiftungsurkunde vom 14. 5. 1112 für das Kloster Cella St. Blasii wird bereits von Wiesen- und Weideplätzen berichtet, die von fränkischen Siedlern geschaffen wurden. Auch die Gründung von Mehliß geht auf die Viehzucht zurück, die ihren Ursprung wohl in der von Franken kommenden „Leubenstraße“ hat, die hier den Wald überschritt. Ende des 15. Jahrhunderts zählten beide Gemeinden etwa je 400 Bewohner. Obwohl die Ernteerträge oftmals nur die Aussaat einbrachten und das gesamte Leben darob sehr kärglich war, verstanden es dennoch die „Waldleute“ – wie sie damals genannt wurden – auch auf ihre Art Feste zu feiern. Der Chroniküberlieferung zufolge wurde so alljährlich bis zur Einführung der Reformation im Jahre 1517 um die Fastnacht herum ein „Hirten-Karneval“ gefeiert. Schließlich fand dann im 17. Jahrhundert die „Hirten-Zech von Mehliß“ statt, die urkundlichen Forschungen nach auf einem „Vertrag von Benshausen“ beruhen soll.

Dem Brauch zufolge wurde diese Festlichkeit alle sieben Jahre begangen, wobei die Teilnehmer – Hirten und Vertreter der Staats-, Forst- und Gemeindebehörden – über Grenz-, Jagd-, Hut- und Triftfragen verhandelten. Ein anschließender fröhlicher Tanz dehnte die Zusammenkunft oft bis zum nächsten Morgengrauen aus. In einer „Acta betreffend die diesjährige in Mehliß abzuhaltende Hirtenzech“ vom 27. Mai 1825 steht zu lesen: „Mit dieser Hirten-Zech verhalte es sich ungefähr folgendermaßen: Man komme gegen Mittag in Mehliß zusammen, und dann werde auf Kosten der Gemeinde ein freundschaftliches Gastmahl gegeben an Herren aus der Herrschmalkalden, aus dem Gothaischen. Urkunden fänden sich über die Hirten-Zech nicht vor, sondern es beruhe alles auf Tradition und Observanz.“

In den folgenden Jahren schlossen sich der Hirtenzech auch Köhler und Forstläufer an, so daß es bald eine Konzentration der Untertanen gegen die Machenschaften der herrschenden Feudalherren gab, die nunmehr ihre Unterdrückungsmethoden nicht mehr wie bisher unwidersprochen durchsetzen konnten. Der Chronist stellt es in der oben genannten „Acta“ so dar: „Allein durch einen langjährigen Mißbrauch sey es ge-

schehen, daß sich noch ein großer Troß ungebildeter Menschen von Hirten, Köhlern usw. einfinde. Diese Menschen wüßten nicht, Maas und Ziel zu halten, rafften und besäuften sich. . . . Es drängten sich nämlich zu dieser Hirtenzech die Hirten von Steinbach, Unterschönau, Bärmbach (Bermbach, d. V.) und aus dem Canzlers Grunde, ferner die Forstläufer, Köhler. . . . Deshalb bitte die Gemeinde Mehliß, diese Menschen entfernt zu halten.“

Vorausgeschickt muß noch werden, daß infolge der Erschließung der Eisenerzvorkommen sich die Waldbewohner mehr und mehr der Eisenverarbeitung zuwandten und damit sich auch mehr Arbeitskräfte nach Cella und Mehliß zogen, womit der Grundstein für die Entstehung der Arbeiterschaft gelegt wurde.

Es wundert daher auch nicht, daß der Herzog von Gotha am 14. November 1800 ein „Patent zur Einschränkung der Vergrößerung der Waldortschaften“ erließ, von dem besonders Cella St. Blasii und Mehliß, aber auch Oberhof, Gehlberg und andere Orte betroffen wurden. Ihre Einwohner verarmten und wanderten zum Teil aus.

Zugleich war damit auch der Hirtenzech der Dolchstoß versetzt worden, denn die Kosten der Zech mußte die Gemeinde Mehliß tragen. So schrieb denn auch der Schultheiß Georg Heinrich Catterfeldth zu Mehliß am 20. Juli 1826 einen „Gehorsamsten Bericht“, in dem um Abschaffung der Hirtenzech nachgesucht wurde, wodurch der Gemeinde alle sieben Jahre erhebliche Unkosten erspart bleiben würden. An anderer Stelle der eingangs genannten „Acta“ findet sich dann der Eintrag, daß dem Antrag stattgegeben wurde und damit 1827 die Angelegenheit „Erledigt“ war. Mithin hatte also 1825 die letzte Hirtenzech stattgefunden.

Knapp 130 Jahre später, im Jahre 1953, wurde dieser alte Brauch durch den Arbeiter- und Bauern-Staat zu neuem Leben erweckt, weil es in kultureller Hinsicht zu den Gepflogenheiten des Sozialismus gehört, das Kulturerbe des Volkes lebendig zu erhalten und zu pflegen. Mitarbeiter des Ortsausschusses der Nationalen Front begannen mühsam, das



Früh übt sich . . .

Fotos: H. Spisla

Fest aufleben zu lassen, das sich seitdem immer größerer Beliebtheit erfreut. Bis 1959 wurde auch alljährlich am Vorabend des Hauptfesttages ein Treffen der Hirten mit Staats-, Forst- und Gemeindebehörden nach alter Tradition durchgeführt, bei dem es noch viele Fragen zu beraten galt. Seit der Vollgenossenschaftlichkeit unserer Dörfer haben auch die Gemeindevhirten im Rahmen der LPG eine neue Stellung in unserer sozialistischen Landwirtschaft eingenommen und leisten heute unter weit besseren und sichereren Bedingungen ihre verantwortungsvolle Tätigkeit bei der Betreuung der Rinderherden der Genossenschaften. Neben den vielen bunten Veranstaltungen wird aber die schönste Tradition dieses Festes, das Hirtenblasen, weitergeführt und gefördert. Seit 1959 wird der Pflege des Schalmeyenblasens besonderes Augenmerk gewidmet, wofür das Bezirkshaus für Volkskunst einen Wanderpreis stiftete. Dies war in den vergangenen Jahrzehnten im Südthüringer Raum sehr vernachlässigt worden, verlangt jedoch eine sehr große Geschicklichkeit.

. . . was ein Meister werden will



Es darf ruhigen Gewissens bei der Einschätzung der rückliegenden Hirtenfeste festgestellt werden, daß beim friedlichen Wettstreit im Hirtenblasen – hierbei wird das Signal geblasen, mit dem der Hirte seine Herde ruft – von Jahr zu Jahr die Siegerlorbeeren höher hingen, die Konkurrenz immer stärker wurde. Das ist sehr gut, wird doch damit ein Stück wahre Volkskunst erhalten und gestärkt. Es sei noch am Rande vermerkt, daß 1958 erstmals auf der größten bisher von einem Hirten selbst hergestellten Schalmei von 4,10 m Länge durch den Seligenthaler Hirten Helmut Pfeiffer, und in diesem Jahr auf der kleinsten Schalmei von 70 cm Länge geblasen wurde; erstere befindet sich im Heimatmuseum der Stadt Zella-Mehlis.

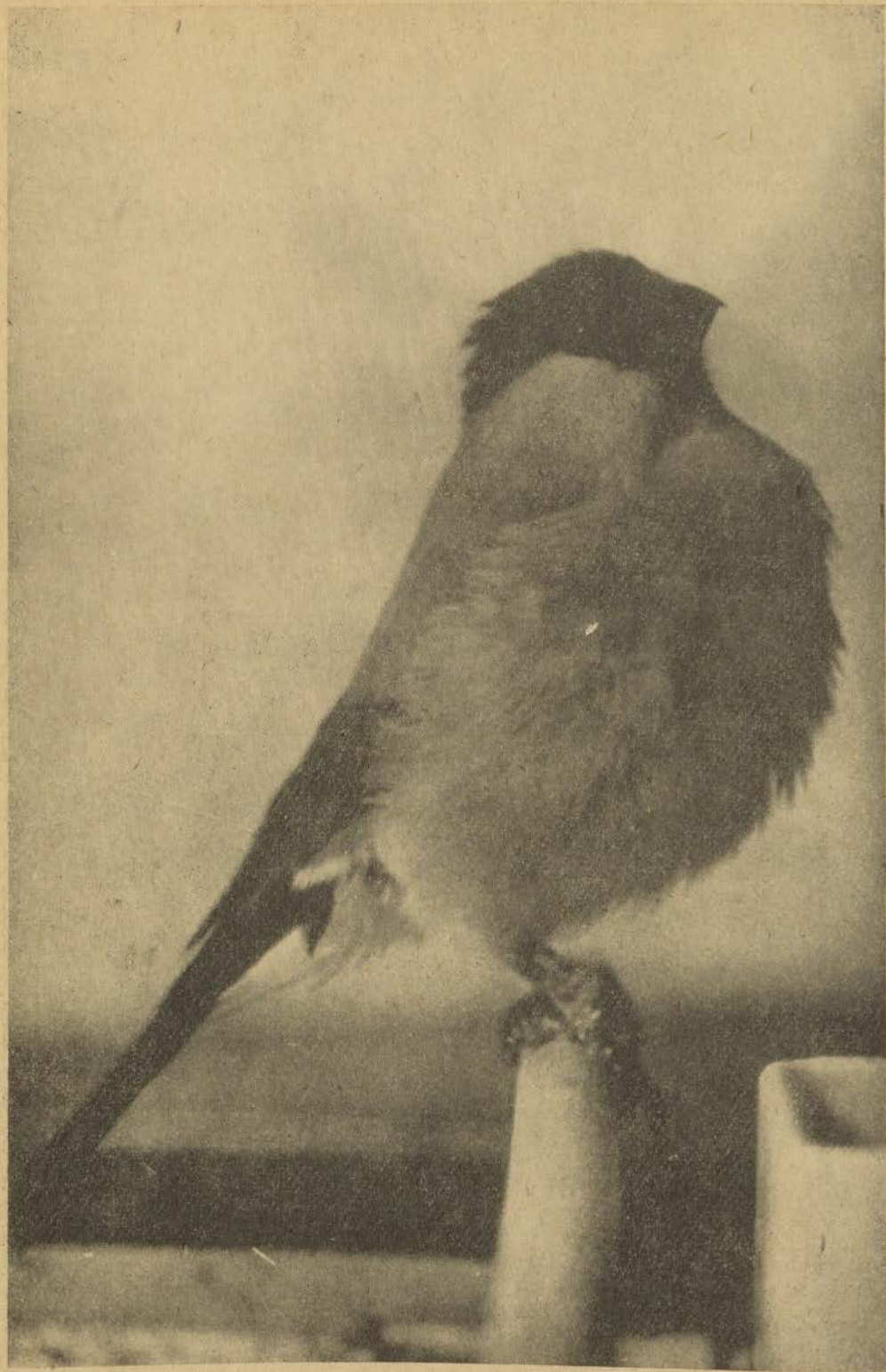
Immer stärker hat sich in den rückliegen-

den neun Jahren dieses zunächst engbegrenzte Fest zu einem Heimatfest der Bevölkerung der Industriestadt und der zahlreichen Nachbargemeinden entwickelt, getragen vom Stadtausschuß der Nationalen Front. Es strahlte aber zugleich auch immer stärker nach der benachbarten westdeutschen Heimat aus, von wo alljährlich mehr Freunde zur Teilnahme an diesen beiden Festtagen in der Bergstadt weilten.

War es 1953 anlässlich der 100. Wiederkehr der Anstellung des 1. Gemeindevogts von Cella St. Blasii wieder aufgenommen worden, so ist es heute zu einer politischen Manifestation der gewaltigen Kraft der genossenschaftlichen Arbeit auf dem Lande geworden, spiegelt sich an den Festtagen das enge Bündnis zwischen der Arbeiterklasse und der Bauernschaft wider.

Foto: Rolf Kornmann





Der Dompfaff und sein Lehrer

Ähnlich wie die Singdrossel und der Zaunkönig und früher schon die Amsel, wanderte der Dompfaff (Gimpel, Pyrrbula) in die Grünanlagen unserer Städte und Dörfer ein. Das Vogelbild der Ortschaften erhielt durch die Zuwanderung des Gimpels eine sehr willkommene Bereicherung, denn er belebt die Umwelt nicht nur durch sein farbenschönes Gewand, sondern auch sein friedliches, sanftes Wesen und seine Zutraulichkeit gegenüber den Menschen machen ihn zu einem angenehmen Nachbarn. Diesen Eigenschaften verdankt er seine Beliebtheit als Käfigvogel. Noch mehr aber ist er durch seine Gelehrsamkeit zum Liebling der Menschen geworden.

Der Dompfaff, dessen Ruf in der Natur nur ein sehr sanftes „Dii“, „Tü“ oder ein klagendes „Jü“ ist, pfeift nämlich, wenn er von seinen Artgenossen isoliert aufgezogen wird, von Menschen vorgepiffene Strophen und ganze Lieder. Diesen Vorteil, den der Dompfaff gegenüber vielen anderen Singvögeln bietet, nutzen die Menschen schon jahrzehntelang. Um die Jahrhundertwende und später gab es im Thüringer Wald, besonders in den Ortschaften des Kreises Schmalkalden, aber auch in der Rhön viele Dompfaffzüchter und -lehrer. Liederpfeifende Dompfaffen wurden von dort bis nach Amerika, Rußland und in viele andere Länder verschickt.

Dieses „Gewerbe“ ist im Aussterben begriffen. Wie es heute in der Rhön damit aussieht, ist mir unbekannt. Im Kreis Schmalkalden lebt nur noch ein Dompfafflehrer. Das ist der zweiundachtzigjährige Dreher Karl Wilhelm in Seligenthal.

Wilhelm ist ein echter Naturfreund und Vogelkenner. Als Dompfaffzüchter und -lehrer wirkt er schon dreiundsechzig Jahre. Die Stimmen der heimischen Vogelwelt pfeift er fehlerfrei nach. Über seine reichen Erfahrungen als Dompfaffzüchter und -lehrer erzählte Wilhelm: „Die Dompfaffen bauen ihre Nester von der Erde bis zu 25 Meter hoch. Zum Nestbau bevorzugen sie Fichten. Sind die Jungen acht bis zehn Tage

alt, werden sie aus dem Nest in die Vogelhäuser umgesetzt. Mit Mohn, Raps und gequetschten barten Brötchen füttere ich sie groß. Das Futter schiebe ich mit einem Stäbchen in die stets weit offenstehenden hungrigen Schnäbel der jungen Vögel. Die Lehre beginnt sofort. Das ist notwendig. Die einfachen Laute sind den Vögeln angeboren, sie stellen sich im rechten Augenblick von selbst ein. Die klangreicheren Vogellieder dagegen sind nicht erblich festgelegt. Die Vögel müssen erst einen Entwicklungsanstoß von außen erhalten und den Gesang erlernen. Strophen bekannter Volkslieder, wie ‚Ein Sträußchen am Hute‘, ‚Blau blüht ein Blümelein‘, ‚Gold'ne Abendsonne‘, ‚Mit dem Pfeil, dem Bogen‘ und andere, werden von Dompfaffen am leichtesten aufgenommen. Täglich pfeife ich meinen Zöglingen je eine Strophe zweier Volkslieder vor. Damit sie schnell im Gedächtnis haften bleiben, wiederhole ich sie häufig. Für das Erfassen von Rhythmen und Intervallen ist musikalische Begabung vorteilhaft, jedoch keine unbedingte Voraussetzung. Lange Zeit, viel Geduld und große Ausdauer sind erforderlich, bis man einen Vogel soweit hat, daß er zwei verschiedene Liederstrophen lückenlos nachpfeift. Die Ausbildungszeiten sind unterschiedlich. Sie richten sich nach der Aufnahmefähigkeit der Vögel. Manche sind schon nach drei Monaten Meistersänger. Andere brauchen sechs Monate oder ein Jahr, bis sie rein und ohne dabei zu unterbrechen ihre schönen Lieder pfeifen und damit die Ohren der Menschen erfreuen.“

Diese Freude genossen wir auch während der Erzählung unseres Vogelvaters. Angeregt durch die Stimme seines Lehrers, pfeiff einer der bunten Sänger in einem kräftigen Forte die Lieder „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ und „Blau blüht ein Blümelein“.

Möge uns Wilhelm als der einzige lebende Dompfafflehrer noch lange erhalten bleiben. Seine Liebe zur Natur und zu seinen gefiederten Freunden sollte er auf unsere Jugend übertragen. Alle Natur- und Vogelfreunde werden ihm das danken.



Das Meininger Mastodon

Die Ablagerungen der verschiedenen Epochen der Erdgeschichte haben uns viele Reste von Tieren und Pflanzen überliefert, aus deren Gesamtheit wir uns heute ein Bild von der Entwicklung des Lebens auf der Erde machen können. Als jüngster Tierstamm treten die Säugetiere in der Obertrias mit primitiven Formen auf, die zu Beginn des Tertiär, mit dem Aussterben der Saurier, eine sprunghafte Entwicklung beginnen. Sie erreichten sehr schnell eine große Differenzierung, die zu der heutigen Vielfalt der Säugetiere führte. Auf Grund reicher Funde sind wir in der Lage, ganze Entwicklungsreihen von einigen Säugetierformen aufzuzeigen. So sind uns vor allem die Pferde durch die Reduktion und Verschmelzung der Fußknochen und die Proboscidier (Rüsseltiere) durch die Differenzierung der Zähne bekannt. Von den ältesten etwa schweinegroßen Vorfahren der Elefanten, den Mastodonen des beginnenden Tertiärs (Eozän), geht die Entwicklung mit vielen Verzweigungen zu den letzten Formen dieser Ordnung, den heute lebenden Elefanten. Während heute das Vorkommen der Elefanten auf Afrika und Südasien beschränkt ist, können wir in unserem Heimatgebiet in tertiären und pleistozänen Ablage-

rungen Reste ausgestorbener Elefantenarten finden. Schon aus dem Mittelalter sind Funde von eiszeitlichen Mammutknochen und -zähnen überliefert. Bekannt geworden ist der Fund eines nahezu vollständigen Mammutskelettes 1696 bei Burgtonna in der Nähe Gothas. In den eiszeitlichen Ablagerungen unserer Flüsse, auch der Werra, werden laufend Zähne und seltener auch Knochenreste dieser ausgestorbenen Elefantenart gefunden.

Tertiäre Ablagerungen sind südlich des Thüringer Waldes nicht häufig. Auch hier handelt es sich meist um Flußablagerungen, in denen ebenfalls Zähne und Zahnreste die Hauptfunde sind. So wurde 1899 in einer Sandgrube bei Jüchsen im Kreis Meiningen ein Molar (Backenzahn) einer Mastodonart (*Zygodon borsoni*) gefunden, und später fand Rühle von Lilienstern (Bedheim) in Jüchsen und Ostheim weitere Reste von Mastodontenzähnen, Tapirzähnen und den Gehörstumpf eines Rothirschvorfahren. Diese Funde zeigten, daß in den spätertären (pliozänen) Flußablagerungen des Werragebietes noch einige Tierreste zu erwarten waren. Jedoch waren nur wenige Fundstellen bekannt geworden.

Im Herbst 1949 wurden in einer Sandgrube

bei Sülzfeld (Kreis Meiningen) wieder Zahnreste gefunden, die ebenfalls der Mastodonart *Zygodon borsoni* angehören. Es ist das große Verdienst von Dr. Minna Lang, diese Fundstelle sowie die Sandgrube Jüchsen weiterhin betreut zu haben. So gelang es ihr, im Verlauf von sieben Jahren weit mehr als 40 Molaren und Zahnreste beider hier vorkommenden Mastodonarten (*Zygodon borsoni* und *Anancus arvernensis*) sowie Zähne von *Rhinoceros* und *Tapirus* bergen zu können. Die Meiningener Museen besitzen so die umfangreichste Mastodonzahnsammlung Deutschlands. Im Spätherbst 1957 wurden uns von einem bis dahin unbekanntem Fundort neue Zahnfunde gemeldet. In der Nähe Kaltensundheims in der Rhön war man beim Bau einer Wasserleitung auf Knochen und Zahnreste gestoßen. Eine sofortige Prüfung der Fundstelle ergab, daß sich noch weitere Reste im Boden befinden mußten. So wurde mit dem Beginn günstiger Witterung im April 1958 eine Probegrabung durchgeführt. Es wurden zuerst von der Wand des Wasserleitungsgrabens aus die sichtbaren Knochenreste weiter freigelegt, aber bald stieß man auf einzelne Rippenbruchstücke und Wirbel, die zeigten, daß große Teile eines Skelettes, wenn nicht sogar

ein vollständiges sich im Boden befinden mußten. Daß es sich aber um das vollständige Skelett eines *Zygodon borsoni* auf der Erde handelte, ergab sich erst im Laufe der einige Wochen andauernden Grabung. Rund 70 Kubikmeter Erde mußten bewegt werden, um das Skelett in allen seinen Teilen freizulegen. Die freigelegten Knochen wurden eingemessen, gezeichnet und fotografiert, um eine einwandfreie wissenschaftliche Auswertung zu ermöglichen.

Die Lage des Skelettes im Boden verrät uns, wie der Kadaver des Mastodons eingelagert sein könnte, und läßt uns vermuten, wie das Tier umgekommen ist. An Stelle des heutigen Lehmvorkommens bei Kaltensundheim war vor etwa einer Million Jahre ein nahezu kreisrunder See, der ähnlich wie die Bernshäuser Kütte oder der Salzunger See durch Salz- oder Gipsauslaugung in den darunter liegenden Gesteinsschichten entstanden sein mag. Dieser Einsturztrichter war schon weitgehend mit Lehm und Ton, der aus der Umgebung hereingeschwemmt wurde, ausgefüllt. Es mag sein, daß dieser kleine See eine Tränke für die Tiere der Umgebung war und daß das Mastodon an ihr irgendwie den Tod gefunden hat. Jedenfalls muß der Kadaver längere



Skelett des Mastodons nach der Freilegung

Foto: G. Böhme

Zeit im Wasser getrieben haben, so daß er dann auf dem Rücken liegend in den Schlamm eingesunken ist. Das Skelett wurde zum Teil auseinandergerissen – die Vorderbeine kamen so unmittelbar neben dem Becken zu liegen, in dessen Gelenkpfannen die Oberschenkel noch fest verbunden lagen. Ein Großteil der Wirbelsäule und der Rippen war jedoch auf eine große Fläche auseinandergetrftet. Da die eine Million Jahre dauernde Einlagerung in den feuchten Boden die Knochen vielfach zerdrückt und aufgeweicht hatte, konnten dieselben nicht ohne besondere Maßnahmen dem Boden entnommen werden. So wurden sie einzeln mit einer Gipshülle umgeben, die nach dem Abbinden des Gipses einen Transport ermöglichte. Zum Teil mußten noch Holz- oder Eiseninlagen mit eingegossen werden, um eine genügende Festigkeit zu erreichen. Das Becken, der größte Knochen des Skelettes, hatte mit seiner frischen Gipshülle ein Gewicht von zirka einer Tonne. Diese Gipshülle sollte auch das zu schnelle Austrocknen und damit ein weiteres Reißen verhindern. Auch dadurch verlängerte sich der Zeitraum bis zur weiteren Präparation. Nach zwei Jahren, im Sommer 1960, wurde begonnen, die größten Knochenteile, die bis dahin im Treppenhaus des Meininger Schlosses gelegen hatten, von ihrer Gipshülle zu befreien. Nun zeigte sich, daß der Erhaltungszustand der Knochen doch nicht so gut war, wie es bei der Ausgrabung schien. Der Lehm, der die einzelnen Splitter zusammengekittet hatte, besaß nach dem Austrocknen keine Klebefähigkeit mehr, so daß ein Großteil der Knochen in viele Hunderte Einzelstücke zerfiel. In mühsamer Arbeit müssen nun die Knochenteile mit einem Speziallack getränkt, d. h. gefestigt werden, bis sie mit einem besonderen Kitt wieder zusammengefügt werden können. Da dieser Mastodonfund der einzige Skelettfund dieser Art ist, also auch keine Vergleichsobjekte vorhanden sind, ist der Zusammenbau und die Rekonstruktion einzelner Knochen bzw. des ganzen Skelettes sehr erschwert. Aber langsam, Stück für Stück, fügen sich die Einzelteile wieder zusammen. Ein Großteil des Beckens und der Extremitätenknochen haben bereits ihre ursprüngliche Form wieder er-



halten und geben uns die ersten Aufschlüsse über die Größe des Tieres. Es wird eine Rückenlänge von etwa 3 bis $3\frac{1}{2}$ m gehabt haben. Das Becken hat z. B. eine größte Breite von 2,90 m.

Leider sind große Teile des Schädels zerstört. Dagegen sind die Zähne des Unter- und Oberkiefers fast vollständig vorhanden. Sogar die Stoßzähne des Unterkiefers, die eine Länge von 30 bis 35 cm erreicht haben, sind erhalten geblieben, während von den

Stoßzähnen des Oberkiefers leider keine Reste gefunden wurden. Wahrscheinlich sind sie durch ihr großes Gewicht bereits aus dem Schädel gefallen, als der Kadaver noch im Wasser trieb. Den Schädel und die Stoßzähne müssen wir also nachbilden, um das Skelett dann vollständig zeigen zu können. Aber bis dahin wird noch einige Zeit ver-

gehen. Noch sind nicht alle Knochen von ihrer Gipshülle befreit, und viele zeigen leider einen hoffnungslosen Zustand. Aber wir lassen uns nicht entmutigen, den Aufbau des Mastodon-Skelettes weiter fortzuführen, um dieses wissenschaftlich wertvolle Objekt auch breitesten Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen.

Star

E Starle macht Theater,
zwijschert nach än Schatz,
untern Busch e Kater
rührt sich net vun Platz.
Zwinselt, blinzelt in d Höb,
tutt sich Hals un Kopf verdreh!

un

Starle denkt: Du Lümmel,
bist e falsches Tier,
guckst su fromm in Himmel,
schielst drbei nach mir.

Kater

Kater hofft: E guter Fang,
zippelst, zappelst nimmer lang.

Macht sich kā Gewissen,
streckt die Krallen aus,
nach sein fetten Bissen,
wie nach äner Maus.
Schleicht un steicht in blinder Hast,
dr Star bopft 'off än annern Ast.

Un pfeift sei Liebesweise,
sein erschten Frühjohrbchgruß,
dr Kater hot sich leise
verkrochen voll Verdruß.
Knaunscht, wos nützen meine Kralln?
Bin schändlich widder reingefalln!

Hans Müller



Walter Weiß



Suhler Handfeuerwaffen

im 16. Jahrhundert



Als in Suhl um 1335 die Handfeuerwaffenfertigung aufgenommen wurde, hatte sie bereits eine zweihundertjährige Geschichte. Die mauernbrechende Fernwirkung der Geschütze des 14. Jahrhunderts gab den Anreiz dazu, die Kraft des Schießpulvers auch für kleinere Waffen zu nutzen. Das Miniaturgeschützrohr wurde zum Handrohr. Eine Waffe dieser Art – die „Tannenbergbüchse“ – ist in Deutschland um 1395 in Gebrauch gewesen. Zur Handhabung diente, wie beim Speiß, eine hölzerne Stange. Diese „Stangenbüchse“ hatte eine weltweite Verbreitung; sie wurde 1421 auch in China benutzt. Im 15. Jahrhundert kam eine neue Waffe, die Hakenbüchse, auf. Der Haken der Hakenbüchse fing den Rückstoß auf; es konnte mit verstärkter Ladung und größerem Kaliber geschossen werden, wenn als Widerlage eine Mauer oder eine Schießscharte benutzt wurde. Die Hakenbüchse wurde die Verteidigungswaffe der Burgen und Städte. Arnstadt besaß 1428: „4 alde armbrust, 17 nuwe armbrust und 18 hakebuchse.“ Die Armbrust war aber noch im 16. Jahrhundert den Handfeuerwaffen durch rasche Schußfolge und höhere Treffsicherheit überlegen.

Die stärkere Verwendung der Hakenbüchse als Jagd- und Kriegswaffe erforderte Gewichtsminderung und verbesserte Zündung. Aus den Fachausdrücken Viertel- und Halber-Haken ist zu erkennen, daß die Waffe handlicher und leichter wurde. Der Lauf eines ganzen Hakens wog um 1500 sieben

bis acht Kilogramm. Im 15. Jahrhundert fielen die Erfindungen des Luntenschlosses, des Schwammenschlosses und des Luntenschnappschlosses. Zweiarmige Hebel führten die Lunte durch Fingerdruck zur Pulverpfanne. Die Lunte, ein mit Bleizuckerlösung getränkter Hanfstrick, und der Feuerschwamm waren einfache Zündmittel mit Mängeln. Das Radschloß, um 1515 erfunden, eine Reibzündvorrichtung mit Schwefelkies, bewährte sich gut, doch es war viermal teurer als ein Luntenschnappschloß.

Als die Handfeuerwaffen dann zur Gewichtsverringerung aus Schweißeisen hergestellt wurden, zweigte sich vom Schmiedehandwerk ein neuer Beruf, der des Büchschmiedes, ab. Dieses neue Handwerk war unzünftig, es mußte als „Freie Kunst“ ausgeübt werden. Das neue Gewerbe bekam viel Aufträge und brachte guten Verdienst, so daß sich viele Meister und Gesellen aus dem Huf-, Nagel- und Waffenschmiedehandwerk dem Büchschmieden zuwandten. Zunftstreitigkeiten, Verrufserklärungen gegen Büchschmiede, Schwierigkeiten bei der Werkstoff- und Kohlebeschaffung waren sicherlich Gründe dafür, daß Büchschmiede aus anderen Städten sich in Suhl niederließen.

Das Statut des Fleckens Suhl von 1527 verwehrte die Einwanderung nicht, zumal es hier Zünfte der eisenverarbeitenden Handwerke noch nicht gab. Die fünf Suhler Eisenhämmer lieferten seit 150 Jahren gut schweißbares Stabeisen. Ein Zentner kostete



in Suhl 1520 einen Gulden, beim Kauf direkt vom Hammer wurden sieben bis zehn Prozent Kosten gespart. Die Hammerbesitzer gaben den Büchenschmieden Kredit; Kohlen und Holzkohlen waren billig. Für die Produktion von Büchsenrohren wurden benötigt: Blasebalg, Amboß, Stauchplatte, Zuschlage- und Handhämmer und einige Gesenke, Setzhämmer und Treibdorne. Die Rohre wurden bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts nicht etwa aus dem Vollen gebohrt, sondern ein Flacheisenstab, die Rohrplatine, wurde der Länge nach um einen Dorn gebogen. Die schwierigste Arbeit war dabei das Schweißen der Längsnaht.

Nach 1553 beschäftigten die sechs Suhler bereits 17 verheiratete Schmiedeknechte vor zwei bis drei Frauen; es war eine Arbeitsteilung eingetreten, aus den Büchenschmieden waren Rohrschmiede geworden. Die

schwere Schmiedearbeit beim Zurichten der Platinen und die Schnelligkeit, die das Rohrschweißen erforderte, bewirkten, daß an einem Feuer mindestens ein Rohrschmied und ein Zuschläger beschäftigt waren. Bei zwei Feuern waren ein Rohrschmied und zwei Zuschläger erforderlich. Die Zuschläger mußten wechselweise die Blasebälge bedienen.

Bei der gegebenen Organisation war die Arbeitsintensität eine entsprechend hohe. Hinzu kommt, daß je Tag 14 Stunden gearbeitet werden mußte. Durch eine Verordnung des Grafen von Henneberg waren Streitigkeiten entstanden, da neuerdings für jedes „Ziel-, Haken-, Pirsch- und Furbuchsenrohr“ sechs Pfennig Büchsenzoll gegeben werden sollte. Die Rohrschmiede ließen deshalb den Suhler Amtmann wissen, daß sie „ihren Knechten und Gesellen Urlaub geben und ihre Werkstatt zuschließen“ würden. Um festzu-



Maltzhaus – das Subler Heimatmuseum

Foto: Harald Dressel

stellen, wieviel Büchsenzoll einzukommen hatte, machte der Suhler Amtmann Aufzeichnungen über die Produktion. Eine Bearbeitung der Notizen ergibt, daß 1553 in fünf Rohrschmieden während elf Tagen angefertigt wurden: 113 ganze Haken, 39 halbe Haken, 40 viertel Haken, 20 Pirschrohre, 126 Handrohre, 337 Puffer oder Kutzrohre und 100 Faustrohre; zu diesen 775 Rohren waren 1780 Kilogramm Eisen verbraucht worden. Wir möchten dabei hervorheben, daß die Heräusbildung des Rohrschmiedeberufs um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Besonderheit der Suhler Handfeuerwaffenfertigung darstellt.

In den Städten hatte sich inzwischen der Büchsenmacherberuf entwickelt. Der Meister schmiedete das Rohr, bearbeitete die vorgeschmiedete Bohrung; das Rohr wurde am Pulversack verschraubt, da nur Vorderlader gebaut wurden. Der Lauf bekam Pulverpfanne und Zündloch, Hafte zum Befestigen des Gewehrschaftes. Das Gewehrschloß stellte der Büchsenmacher ebenfalls her. Wie leistungsfähig das Suhler Handwerk bereits geworden war, beweist ein Auftrag über 1000 Handrohre vom Jahre 1561; Besteller war der Landgraf von Hessen. Durch die großen Aufträge war das Suhler Büchsenmacherhandwerk zu Ansehen gekommen, und 1563 kam für die Grafschaft Henneberg die Zunft oder Innung der Büchsenmacher, Schlosser, Sporer und Windenmacher (Winden zum Spannen von Armbrüsten) zustande. Nun waren die Suhler Büchsenmacher auch gewerberechtlich den anderen Zünften gleichgestellt.

Da bei einer Geschützbestellung seit langer Zeit ein Beschuß mit verstärkter Ladung als Lieferbedingung bekannt war und Laufsprengungen bei Handfeuerwaffen oft tödliche Verletzungen zur Folge hatten, wurde die Fertigungsprüfung obligatorisch. Eine

„Beschuß- und Schauordnung für die Meister des Büchsenbereiterhandwerkes des Stadtfleckens Sula“ vom 28. März 1564 bestimmte, daß zwei Schaumeister zu wählen sind und alle Rohre über eine Elle lang „allerwegen zweyer Schießkugel schwer, zu zweyen mahlen, geladen und beschossen werden“. Die guten Rohre werden mit dem Schauzeichen einer „Henne“ versehen. Zwei Jahre später sind in Suhl schon Bohr- und Schleifmühlen nachweisbar, das heißt, Innen- und Außenbearbeitung der Rohre wird mit Wasserkraft durchgeführt.

Die vorteilhafte Herstellung ermöglichte es, preiswerte Rohre anzubieten; deutsche und ausländische Büchsenmacher bezogen von Suhl gebohrte und außen geschliffene Rohre. Die Rohrschmiede hüteten sorgsam ihr Monopol. Weil „Schuster und Schneider“ mit Rohrschmieden anfangen, wurden 1579 besondere Innungsartikel festgelegt, die offensichtlich verhindern sollten, neue Meister ins Handwerk aufzunehmen. Meistersöhnen wurde das Meisterstück erlassen. Lehrjungen wurden nicht angelernt. Die zehn „Rohrschmiedemeister“, von denen keiner ein Meisterstück gemacht hatte, beschäftigten 48 Personen. Das Rohrschmieden war ein blühendes Geschäft geworden; von 1575 bis 1587 wurden durchschnittlich je Jahr 19 458 Rohre geschmiedet. Im Jahre 1583 waren in Suhl zehn Rohrschmieden in Betrieb, in denen in drei Quartalen 21 839 Rohre geschmiedet wurden. Zur Innen- und Außenbearbeitung waren acht Bohr- und drei Schleifmühlen vorhanden. Bei vollem Betrieb konnten in zwölf Monaten 28 000 Rohre geschmiedet werden – eine beachtliche Massenfertigung!

Das gute Geschäft mit Rohren und Gewehren förderte die Entwicklung von neuen Fertigungsstätten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es Rohrschmiede und Büchsen-

macher in Zella, Wasungen, Schmalkalden, Schleusingen, Themar und Meiningen. Die Konjunktur begünstigte den kapitalkräftigen Meister; er wurde zum Gewehrhändler und arbeitete selbst nicht mehr mit. Im Büchsenmacher- und Rohrschmiedehandwerk konnten auch Berufsfremde Meister werden, wenn sie eine Meisterstochter oder eine Meisterswitze heirateten. So war der Sohn des Suhler Amtmannes Veit Heuer ein erfolgreicher Gewehrhändler; 1587 lieferte er an den Rat von Würzburg 51 ganze Musketen, 449 halbe Musketen, 105 Hakenbüchsen, 2 halbe Hakenbüchsen und 38 Haken mit Radschloß. Die Suhler Standardfertigung des 17. Jahrhunderts wurde die Luntensmuckete von 3,8 bis 4 Kilogramm Gewicht und 18 bis 19 Millimeter Kaliber.

Die Steigerung der Kriegswaffenproduktion bedingte einen verstärkten Gewehrhandel. Der Kapitalist drang in das Geschäft ein. Aber nun gab es zwischen Gewehrhändlern

und Handwerksleuten auch Streitigkeiten. Die Klagen über schlechte Arbeit häuften sich. Die Meiningener Regierung mußte eingreifen, nach langen Verhandlungen kam ein sogenannter Handelsrezeß zustande. Sein Kernstück war die „Beschieß- und Schaubordnung“ von 1596. Nach dem Beschluß wurde der Lauf mit den Stempeln „Sul“ und einer „Henne“ versehen. Die Räte der Städte Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Regensburg, Leipzig, Braunschweig, Erfurt und Preßburg und andere wurden über die neuen Beschuß- und Schaubedingungen unterrichtet. Je mehr die Zunftmeister sich den Anordnungen der Gewehrhändler fügen mußten, um so zäher verteidigten sie ihre Meisterrechte. Harte soziale Kämpfe zwischen Meistern und Gesellen kennzeichneten das zu Ende gehende 16. Jahrhundert.

Der Beitrag wurde redaktionell gekürzt. Benutzte Quellen: Akten aus dem Landeshauptarchiv Magdeburg und dem Landesarchiv Meiningen.



Winterabend

Foto: H. Spisla

Von seltsamen Gipfelblüten

Von Paul Georgi, Schleusingen

beim Roten Fingerhut



Wenn im Sommer sich unsere Gebirgswiesen mit den goldenen Sternen der Arnika schmücken, dann erglühen bald danach die Schläge und Steilhänge der Waldwege im leuchtenden Karminrot der prächtigen Blütentrauben des Roten Fingerhutes, *Digitalis purpurea* L. Beide Pflanzen sind dem Wäldler wohl vertraut und stehen bei ihm wie auch in der medizinischen Wissenschaft wegen ihrer heilkräftigen Wirkstoffe in hohem Ansehen.

Infolge ihrer stolzen Schönheit fanden sie längst schon den Weg in unsere Gärten. Wohl als Folge gärtnerischer Zuchtversuche erblickt man viel häufiger auf einem Gartenbeete als in der freien Natur, daß einige der

Digitalis-Pflanzen neben ihren normalen Rachenblüten an der Spitze der einseitwendigen Blütentraube eine große glocken- bis radförmige Blüte entfalten, obwohl die zunächst unter ihr stehenden Knospen sich noch nicht geöffnet haben. Ein derartiges Blütenwunder wird vom Botaniker Pelorie genannt. Er versteht darunter die Umbildung einer zygomorphen, d. h. unregelmäßigen Blüte, wie sie die Rachenblüte darstellt, in eine aktinomorphen, d. h. strahlenförmige Blüte, wie wir sie von der Arnika her kennen.

Zwei derartige Pelorien zeigt die Abbildung 1. Sie stehen an der Spitze zweier *Digitalis*-Blütenstände. Bei ihnen sind zahlreiche Blumenkronblätter zu einer großen Glocke zusammengewachsen. Ihr breiter, hellgelber Außenrand wie auch ihr rötlicher Glockenrand sind dicht mit weißumrandeten purpurnen Flecken besetzt. Aus der Glockenmitte entspringen 12 merkwürdig gewinkelte Staubfäden, von denen aber nur wenige Staubgefäße tragen. Fruchtknoten, Griffel und Narben wurden von vier enganliegenden grünen Blättchen umschlossen, so daß eine Befruchtung der Blüte unmöglich erfolgen konnte. Gleichgestaltete Gipfelblüten trugen fast alle Fingerhutpflanzen im Jahre 1960 in einem Schleusinger Garten. Eine fächerartig ausgebreitete Pelorie hatte der Verfasser vor wohl einem Jahrzehnt an der Hohen Straße nach Frauenwald zu gefunden.

Eine wesentlich monströsere Blütenbildung brachte 1961 im gleichen Garten eine ungewöhnliche kräftige *Digitalis*-Pflanze hervor. Neben 42 normal ausgebildeten Rachenblüten, von denen zur Zeit der 2. Aufnahme 22 erblüht waren, befanden sich ihre restlichen noch im Knospenzustande. Über diesen aber stand voll entwickelt eine rad-

förmige Gipfelblüte mit einem Durchmesser von 8 cm. Ihren Außenrand bildeten mehrere Kreise dichtbehaarter, ausgebreiteter oder tütenartiger Blütenblätter von gelbgrüner Farbe mit violetter Rande, die über und über mit dunkelroten Flecken gesprenkelt waren. Aus der Blütenmitte wuchs ein kurzer, grüner gekrümmter Stiel heraus, an dem dichtgedrängt zahlreiche grüne Blättchen wuchsen, die an seiner Spitze zu einem Blattbüschel zusammengeschlossen waren. Der Stiel bildete offensichtlich die Fortsetzung der Blüentraubenachse, die durch die Gipfelblüte hindurchgewachsen war.

Die Entstehung eines derartig gestalteten Gebildes läßt sich nur durch die Annahme einer völligen Verwachsung von wenigstens vier Blüten am Ende der Blüentraube erklären, die aber bereits in einem sehr frühen Entwicklungsstadium erfolgt sein mußte. Eine solche ungewöhnliche Verwachsung wird als Synanthie bezeichnet. Nach *Masters* liegt hier eine höhere Stufe einer Mißbildung vor, die er als „mediane florale Prolifikation“ erkannte und eine in der Mittellinie, die Blüte betreffende Durchwachsung darstellt.

Die Bildung von Pelorien und Prolifikationen tritt nun nicht etwa durch irgendwelche Einwirkungen äußerer Bedingungen auf, sondern sie ist erblich bedingt, was bereits *Vrolik* 1846 nachweisen konnte. Sie beruht auf bestimmten sprunghaft auftretenden

den erblichen Veränderungen des Keimplasmas, die als Mutation bezeichnet werden.

Als bei der zweiten Pflanze die unteren Blüten zu welken begannen, schrumpfte auch ihre Gipfelblüte schon ein. Um ihren Bau und ihre einzelnen Bestandteile kennenzulernen, wurde sie abgetrennt und von der Rückseite her zerlegt.

Von hier aus folgten auf 6 wirtelig stehende grüne Hochblätter ein zur Hälfte grünes und zur anderen Hälfte gesprenkeltes und fast durchscheinendes Blütenblatt, eine kleine Rachenblüte mit eingewachsener grüner Leiste, die Fruchtknoten, Griffel, Narben und 3 Staubgefäße besaß, 3 kleine Rachenblüten mit grüner Leiste, aber ohne Geschlechtsorgane, eine kleine, teilweise verwachsene Rachenblüte mit 2 vergrüneten Blumenblättern mit Geschlechtsorganen und eine tütenförmige kleine sterile Rachenblüte. Darauf folgte ein geschlossener Kreis von 24 grünen Blättern nach Art der Kelchblätter. Nach 6 derartigen Blättern folgte stets eine schmale trichterförmige und sterile Rachenblüte, insgesamt vier. Ein Kreis von 4 großen, fächerartig gefalteten und gefleckten Blütenblättern, deren Außenrand eine Breite von 6 cm betrug, folgte. Auf jedem dieser Blätter saß, nur am Grunde mit ihnen verwachsen, je ein schmales, faltiges und steriles Blütenblättertütchen.



Digitalis - Pelorien

Fotos: P. Georgi

Ein weiterer Kreis setzte sich aus vielfach zerschlossenen, schmal zusammengefalteten und gefleckten Blumenkronblättchen ohne jede Andeutung von Geschlechtsorganen zusammen. Nach ihm folgte ein Kreis von nur teilweise gefleckten und grünen Blättchen, die mehr und mehr Kelchblattform annahmen.

Der nächste Kreis bestand aus 24 grünen, dichtstehenden Blättchen, die an einem aus der Blütenmitte herausgewachsenen krummen, etwa 1,5 cm langen Stiele angewachsen waren. An seiner Seite stand ein weiterer Blattbüschel, in dessen Mitte sich beim Entfalten eine winzige, aus bräunlichen und fast

durchsichtigen Blättchen bestehende Rosette mit einem haarfeinen dunkelbraunen Pinselchen zeigte.

Nach alledem wurde durch die Zerlegung die Annahme einer Verwachsung von vier einzelnen Blüten wohl bestätigt, wobei einige ihrer Teile entweder unterdrückt oder verstümmelt wurden.

Weitere Beispiele von Pelorienbildungen geben die Abbildungen 3 und 4. Sie zeigen, daß, wenn die Natur einmal die eingefahrenen Geleise der Vererbungsgesetze durchbricht, eine Mißbildung nicht immer gleichzusetzen ist mit Mißgestaltung.

Kleinode unserer Heimat

Eleonore Richter fragt:



*Kennen Sie
dieses Wirtshausschild?*

„Raste ein wenig und kehre bei mir ein, um dich an Speis' und Trank zu erquicken“ – so scheint das schöne schmiedeeiserne Wirtshausschild vom „Goldenen Hirsch“ in Benshausen den Vorübergehenden einzuladen. Verfolgt vom Jagdbund und dem im Anschlag stehenden Jäger, flüchtet ein stattlicher Zwölfender über den mit Blüte und Ranken verzierten Arm, an dem ein Wappenschild hängt. Seit 1729 grüßt dieses Gasthausschild – von weitem erkennbar – seine Gäste, erzählt es vom Kunstsinn und Handwerksfleiß seines Schöpfers.

Vielfach wurden die schönen Zunftzeichen und Wirtshausschilder verdrängt. Es ist deshalb zu begrüßen, daß die wenigen Überbleibsel aus einer Zeit, in der man mit recht augenfälligen und kunstvoll verzierten Zeichen auf sein Gewerbe hinwies, unter Denkmalschutz gestellt wurden.

Wo dreht sich dieses Mühlenrad?

Nabe der Gemeinde Heckengereuth bei Schleusingen dreht sich im Talgrund dieses unterschlächtige Mühlenrad. Die ursprünglich als Mühlenbetrieb gebaute Anlage wurde vor rund 150 Jahren vom Urgroßvater des heute 78jährigen Besitzers Forkel in ein Hammerwerk umgebaut und ist in unveränderter Form so noch heute in Betrieb.

Die wenigen noch erhalten gebliebenen Hammerwerke, zumeist nicht mehr in Betrieb, stehen fast ausnahmslos unter Denkmalschutz, um der Nachwelt Kunde von der Entwicklung der Technik zu geben. Es wäre angebracht, dies auch mit der Forkel-Mühle zu tun, zumal das Schleusinger Heimatmuseum auch Bilder davon in seinen Ausstellungsräumen zeigt.

Doch Meister Forkel hat Sorgen! Dringend benötigt er einen Eichenstamm für den in die Brücke gehenden Hammerstiel und ein paar Zentner Zement, um das Fundament des Ambosses zu befestigen. Im Interesse der Erhaltung dieses alten Hammers sollte man daher schnellstens helfen.



Kennen Sie die „teutsche“ Schule?

Wer, von Subl kommend, Schleusingen betritt, dem wird gewiß das in der Subler Straße 11 stehende schöne Henneberger Fachwerkhhaus auffallen. Als dieses Haus 1681 als „teutsche Schule“ für das zwei Jahre vorher abgebrannte und den gleichen Zwecken dienende Gebäude errichtet wurde, da lag es in unmittelbarer Nähe des alten Gymnasiums, also an der Stelle, wo sich heute die Max-Greil-Oberschule befindet. Fast 200 Jahre beherbergte der alte Bau die Volks- und Bürgerschule in Schleusingen. Als sich jedoch 1868 der Neubau des Gymnasiums erforderlich machte, mußte die alte Schule weichen und wurde abgebrochen. Glücklicherweise fand sich damals ein Käufer, der das schöne Fachwerkhhaus in seiner alten Form an der jetzigen Stelle wieder aufbauen und als Wohnung herrichten ließ. So blieb dieser Bau der Nachwelt erhalten. Wegen seiner alten Fachwerkbauweise steht das Haus heute unter Denkmalschutz.

Kennen Sie diesen Fachwerkbau?

Gleich Subl war auch die reiche Gemeinde Heinrichs während des Kroateneinfalls am 16. Oktober 1634 in ein rauchendes Trümmerfeld verwandelt worden. Nur die Kirche und das Pfarrhaus blieben verschont. Ausgebrannt war auch das 83 Jahre vorher in großzügigster Weise erbaute Rathaus. Jahr und Viehmärkte brachten alljährlich viele Kauflustige nach Heinrichs. Der Gemeinderat war bestrebt, sie auf das beste zu beherbergen. Auch die Handelsstraße Erfurt-Nürnberg führte durch die Loibe-Straße am Heinrichser Rathaus vorbei über den Kirchberg nach Themar zu. Sollten daher Handel und Wandel gut gedeihen, mußten gute Herbergen zum Verweilen einladen. Drei- und zwanzig Jahre nach dem Brand von 1634 schrieb deshalb der Heinrichser Einwohner Claus Fuhrmann voller Stolz auf das Titelblatt der Gemeinderechnung „Als worinnen der Bau des Neuen Wirtshauses sich angefangen“. Rathaus, wie wir das Gebäude heute bezeichnen, war es nur neherbei dann, wenn der Gemeinderat sich im saalartigen Zimmer zu einer wichtigen Sitzung zusammensand oder wenn in der „Laus“ bei einem herben Rauchschnalzbier ein guter Handel abgeschlossen wurde.

Die Steinmetzen kamen von Subl, Ziegel und Steine wurden von Themar hertransportiert. Das zur Ausführung des schönen Henneberger Fachwerkbauwerks erforderliche Holz wurde in dem gemeindeeigenen Salzforst geschlagen, die Zimmerleute aus Oberstadt stellten ihr Können unter Beweis. Die Gemeindevertretung war nicht kleinlich und schenkte reichlich Freibier für Aufräumungs- und Transportarbeiten aus, und so kam es, daß noch im Jahr des Baubeginns das Richtfest dieses schönen Fachwerkbauwerks stattfand. Auf den noch erhalten gebliebenen steinernen Sockel aus dem Jahre 1551 kam der Neubau von 1657. Beide vereinigten sich zu einem harmonischen Ganzen: zum schönen Fachwerkbau des Heinrichser Rathauses, der heute unter Denkmalschutz steht und ständig renoviert wird.



Von
Holzordnungen und dem
„Schmalkalden Waldbüchlein“

Hans Lohse, Museumsleiter,
Schmalkalden

Holz stellt heute einen kostbaren Rohstoff dar, mit dem es sparsam hauszuhalten gilt, wenn alle Ansprüche befriedigt werden sollen, die von den verschiedenen Zweigen unserer Industrie gestellt werden. Doch schon in früheren Zeiten hat es „Holzsorgen“ gegeben, wenn sie auch andere Ursachen hatten. Noch bis in das 16. Jahrhundert hin-

ein glaubte man, daß der Holzreichtum der Wälder so gut wie unerschöpflich sei – bis man feststellen mußte, daß dem keineswegs so war, und daß es sogar dringend geboten schien, der vielerorts eingetretenen „Waldverwüstung“ Einhalt zu gebieten, wenn eine wirtschaftliche Katastrophe abgewendet werden sollte. Holz war ja nicht nur für den Bau von Fachwerkhäusern oder als Grubenholz für den Bergbau notwendig, sondern die Eisenhütten, die Eisen- und Stahlhämmer, wie auch die Glashütten – sie alle waren auf Holz oder Holzkohle angewiesen, wenn sie ihren Betrieb aufrecht erhalten wollten. Doch auch der Schmied am Amboß konnte die Holzkohle nicht entbehren, um sein Schmiedefeuer zu unterhalten; wie auch der Wagner und der Böttcher, der Tischler und der Drechsler sowie andere Handwerkszweige auf Holz angewiesen waren. Nicht zuletzt aber diente Holz dem Stadt- und Dorfbewohner als Winterbrand, da es Braun- oder gar Steinkohlen für ihn nicht gab.

Besonders konnte es in industriereichen Gegenden, wie am nordwestlichen Thüringer Wald, wo Eisengewinnung und Eisenhandwerk zu Hause waren, bei dem riesigen Holzverbrauch der Schmelzhütten und Hammerwerke nicht ausbleiben, daß sich die Wälder mehr und mehr lichteten. Überall brannten die Meiler, um die begehrte Holzkohle gewinnen zu können, wobei es der Köhler dem von ihm abgeholzten Waldstück selbst überließ, sich durch Ansamung wieder zu erholen.

So war man dazu übergegangen, „Holzordnungen“ zu erlassen, um den Raubbau an den Wäldern einzuschränken. Für den Schmalkaldener Industriebezirk mit seinen Eisengruben, seinen auf Verhüttung mit Holzkohle eingestellten Blauöfen, seinen Eisenhämmern, Stahlhämmern und Frischfeuern, seinen Drahhämmern und den nach Hunderten zählenden Schmiedewerkstätten war Kohleholz schlechthin unentbehrlich. Um so dringender aber war es geboten, den Holzverbrauch in geordnete Bahnen zu lenken, so daß hier in den Jahren 1533 und 1555 Holzordnungen ergingen, die dem Köhler wie dem Zimmermanen, dem Büttner wie

dem Schindelmacher, nicht zuletzt auch dem Harzsammler vorschrieben, wie er sich zu verhalten hatte, und er anderenfalls Gefahr lief, vom Förster wegen Waldfrevels belangt zu werden.

Leider verfehlten jedoch diese Holzordnungen ihren Zweck, da sich die wenigsten danach richteten, bis im Oktober des Jahres 1570 durch die Beamten der hessischen und hennebergischen Landesherren eine drei Tage dauernde „Waldbereitung“ vorgenommen wurde, um ein genaues Bild von dem immer bedrohlicher werdenden Zustand der Waldungen zu bekommen. Das Ergebnis war niederdrückend, fand man doch „die welde und gehülz in mercklichem abgangk und verwüstung“; – kaum einen Waldbestand gab es, wo nicht die Axt rücksichtslos gewütet hätte. Aber auch eine neue, daraufhin erlassene Holzordnung änderte nicht viel, bis 1593 die hessische Regierung nochmals eingriff, um durch verschärfte Bestimmungen der verhängnisvollen Entwicklung entgegenzusteuern. Zum erstenmal war jetzt auch von einer systematischen Wiederaufforstung die Rede, indem an der Stelle eines jeden geschlagenen Stammes ein oder zwei junge Bäumchen der gleichen Art gepflanzt werden sollten. Schließlich verfaßte der in Schmalkalden amtierende hessische Oberforst- und Landjägermeister von Baumbach 1617 eine Denkschrift, die den Titel „Walt-Büchlein“ trug und eine genaue Beschreibung der Waldbestände im Amt Schmalkalden, um Brotterode und Benshausen sowie im Gebiet der Vogtei Herrenbreitungen enthielt. Dem Waldbüchlein ist zu entnehmen, daß die Buche zu jener Zeit am stärksten in den Wäldern vertreten war und neben der Eiche auch am meisten geschätzt wurde. Dagegen scheint die Fichte mehr auf die höheren Gebirgslagen beschränkt gewesen zu sein.

Im übrigen wird im besagten Waldbüchlein im einzelnen auf jeden Berg und seinen Waldbestand eingegangen, so daß der Leser einen interessanten Einblick in die damaligen Flurbezeichnungen und Waldorte erhält. Dabei wird auch von „unwiederbringlicher Verwüstung“ gesprochen, die da und dort eingerissen sei, und daß man vor

allem den Köhlern „bey vermeidung geldt undt Thurm straff“ verbieten müsse, eigenmächtig ihr Handwerk zu betreiben; aber auch die Förster müßten vor unerlaubten Zuweisungen von Bau- und Kohleholz gewarnt werden.

Indessen sollte allen Maßnahmen zum Trotz das Gespenst der Holzkohlennot auch in der Folgezeit nicht gebannt werden; und auch

das „Waldbüchlein“ konnte mit seinen gut gemeinten Ratschlägen nichts daran ändern. Erst als um die Wende zum 20. Jahrhundert die unwirtschaftlich gewordenen Holzkohlehochöfen zu erlöschen begannen und die Hammerwerke schwiegen, nahm der Holzkohlebedarf ein Ende, und die Forstwirtschaft war damit von dieser „Geißel des Waldes“ erlöst.

Gerhard Kummer

Über Füchse und anderes Getier

Kennen Sie die alte Fabel vom Fuchs, der in des Pfarrers Keller einbricht und beim Fleischstehlen ertappt wird? Kurz und gut, nach peinlichem Verhör gesteht er dem geistlichen Herrn alle Schandtaten und gelobt feierlich, niemals mehr im Leben auch nur einen einzigen Fleischbrocken zu beschnuppern, geschweige denn einen solchen in seinen gierigen Wanst zu schlingen. Fortan würden ihm ausschließlich Früchte des Waldes zur Atzung dienen. Was nun kommt, weiß jeder. Reineke tat es dem Krupp gleich, der auf dem Sünderstuhl des Nürnberger Prozesses das weltbekannte, fast legendäre Gelöbnis ablegte: Künftig wird in meinen Fabriken nichts, aber auch gar nichts produziert, was in irgendeiner Form Rüstungszwecken dienen könnte!

Heute allerdings ist bestens bekannt: Der Fuchs hat das Fleischmausen nicht gelassen und der Krupp nicht die Rüstung. Ja, als ersterem das Beil winkte und letzterem der Strick . . . Mancher meint indessen, dies sei schon lange her.

Die ganze erwähnte Sache mit dem Fuchs und mit dem Krupp wäre ein alter Hut, gäbe es nicht noch andere. Da existierte beispielsweise in der kleinen Bergstadt

Zella-Mehlis bis anno 1945 eine seltsam bekannte Familie Walther, die sich von den vielen landläufigen Walthers – gleichgültig ob mit oder ohne h in der Mitte – nur dadurch unterschied, daß sie über ein nettes Waffenkonzernchen verfügte, das bis Paris seine Fühler ausstreckte.

Während die Amis den Krupp seinerzeit in der grünen Minna abholten und zu dessen übergehendem, „sicherem“ Gewahrsam mit schwer bewaffneten GIs nicht geizten, hielten sie für die Beförderung der Walthers nach dem Westen weit eindrucksvollere Verkehrsmittel und entschieden höflicheres Begeleitpersonal bereit.

Man sieht, Krawatten-Trumans Europa- und Deutschlandexperten wußten bereits vor 16 Jahren das Potsdamer Abkommen ihnen gefällig äußerst nuanciert auszulegen.

Vielleicht verfuhrten sie nach der einfältigen Logik: Des Krupp Kanonen und andere Schandtaten haben lautes Getöse gemacht, also erheischt das Weltecho einen entsprechend großen Prozeßbahnhof – das Geknatter aus Walther-Pistolen und -Gewehren war bedeutend leiser, ergo erweist sich die abgewandelte These als brauchbar: Was ein anderer nicht weiß, macht ihn nicht heiß!

Heute kann freilich keiner bestreiten, daß in der amerikanischen Brille zwiefach geschliffene Gläser saßen. Denn kommt Zeit, kommt Rat! – Laßt erst mal Gras über die blöde Hitlergeschichte wachsen. – Wollen die Germans wieder gen Osten, gegen den damned Sozialismus, sind Lücken nicht erlaubt. – Und zur formvollendeten Ausrüstung gehören wie das Amen zum Vater unser nicht allein die Kriegsgeräte des Krupp oder die stinkigen Produkte IG-Farbens, nein, auch die kleine, saubere „Walther“ wird gebraucht, für Genickschuß, versteht sich.

Auf „Studebakern“ der US-Army ist damals alles abgeholt worden, was Walther hieß und den Grundstock zur reibungslosen Handfeuerwaffen-Produktion im heutigen Bonner NATO-Staat versprach. Da wurde nicht eines der kostbaren Möbelstücke in den prunkvollen Villen stengelassen, da fehlte nicht eines der interessanten Patente, da vergaß man auch nicht einen der vorerst notwendigen Herren Spezialisten.

Daß Eisenhower-Mannen den Walther-Umzug in höchster Eile vollzogen, Sie begreifen – die ersten sowjetischen Armeeeinheiten kündigten sich an, um Ordnung und Sauberkeit auch im ehemaligen Herrschaftsbereich des Gaulleiters Sauckel zu schaffen. Die Amis hatten in diesem Falle schon einen Riecher dafür, was notwendigerweise gekommen wäre. Denn nicht allein für ordentliche Gerichte des deutschen Volkes, auch für jedes alliierte Gericht hätte bis zum Überfließen ausgereicht, was auf dem Schuldkonto der Walther unter dem Summastrich stand. Von aktivster Unterstützung des „Führers“ seit 1933 über unmittelbarste Betätigung an der Vorbereitung des Krieges bis zum Ausschlachten der Arbeitskraft unzähliger Häftlinge des KZ Neuengamme paßte alles in den braunen Walther-Streifen, der für Leichtgläubige mit „Volksgemeinschaft“, „Musterbetrieb“, „Kraft durch Freude“ begann und beim Waltherschen Volkssturmgewehr endete.

So ein scheinheiliges Versprechen wie der Krupp hätten natürlich die Walther auch schnell zur Hand. Noch in den ersten fünfziger Jahren starteten sie in Richtung Suhl

und Zella-Mehlis den Ballon zum Vergessenmachen, man wollte mit Waffen zur Menschenvernichtung absolut nichts mehr zu tun haben und fabriziere in den neuen Waltherwerken neben Rechenmaschinen höchstens Jagdflinten und Luftgewehre. Es hat bei uns zu jener Zeit ein paar Menschen gegeben, die glaubten das, weil man die Herren Walther rein persönlich ja nur als „anständige Männer“ kannte. Wer ihnen auf den Leim kroch, war in seiner Dummheit selber schuld. Bereits 1957/58 verteilte die Nationale Front im Bezirk Suhl eine Dokumentenbroschüre, in der zu lesen stand, daß die Bundeswehr an die Walther-Werke in Köln-Dellbrück und Ulm einen Auftrag über 40 100 Walther-Pistolen, Kaliber 7,45 mm, vergab. Heute hängt in allen NATO-Kasernen ein Bildtafel-Aushang, auf dem links oben die Walther P 38 als offizielle Dienstpistole der Bonner NATO-Armee und der anderen NATO-Streitkräfte gezeigt wird. Na bitte, was bis 1945 nicht ganz klappte, das wurde jetzt für die Walther unter den Adenauer und Strauß geritzt.

Um aber dem ganzen Theater die Krone aufzusetzen, haben sich die Walther neuerdings etwas ganz besonders Nettos ausgedacht. Irgendwo im verblattgoldeten Westen gibt ein gewisser Herr Kober einen „Heimatkalender“ heraus, der einzig und allein zu Zwecken des Menschenhandels zusammengebastelt wurde. Herr Kober ist vielen Suhlern von früher her, dank seiner aktiven Faschisterei, untrüflichst bekannt. Sein Kalenderchen wendet sich nun mit viel Geschulze an alle möglichen „Thüringer Landsleute“, die unseren Staat schmachlich verrieten, wendet sich aber auch an Bürger unseres Bezirkes.

Und nun kommt das Geld von der Post: Die Herren Walther haben über das Koberische Machwerk die Schutz- und Schirmherrschaft übernommen, jedenfalls gefallen sie sich in einer Art Präsidentenrolle.

Am Anfang unserer aktuellen Geschichte stand einiges über die Fabel vom Fuchs. Man darf nicht ein Jota unterlassen, was dem Friedensvertrag dient. Freiwillig haben alle großen und kleinen Füchse das Mäusen noch niemals gelassen.



Begeistert folgten 6 200 Jugendliche aus Betrieben und Verwaltungen des Bezirkes Suhl dem FDJ-Aufgebot zur Verteidigung der Heimat. Sie vertauschten Schraubstock oder Schreibtisch mit der Waffe, weil sie ihre sozialistische Heimat lieben, weil sie die Errungenschaften unserer Gesellschaft gegen jeden Aggressor schützen wollen. Sie genießen unser Vertrauen.

Unsere Fotos zeigen Jugendfreunde bei der Erlernung des noch ungewohnten Waffenhandwerks.

R. Sto.

Sie schützen unsere Heimat

Text und Fotos: Helmut Spisla



Wachsam und bewußt versehen die Grenzsoldaten am 10-m-Streifen ihren schweren Dienst

Von der Ostsee über den Harz, den Thüringer Wald bis ins Fichtelgebirge zieht sich ein breiter Streifen durch deutsches Land: Die Westgrenze der Deutschen Demokratischen Republik.

Hier steht die Deutsche Grenzpolizei auf Wacht. Bei Tag und Nacht, bei Regen und Schnee versehen sie ihren verantwortungsvollen Dienst. Wer dabei an wilde Romantik und Abenteuer denkt, ist fehl am Platz. Hier kann nur der bestehen, der mit seinem Herzen und der ganzen Kraft für die Unantastbarkeit der Grenze eintritt.

Wir hatten die Möglichkeit, eine Grenzkompanie zu besuchen. Unser Weg führte uns durch das 5-km-Sperrgebiet in ein abgelegenes Wäldchen. Hier ist die Kompanie in einem flachen, zweistöckigen Bau untergebracht. Es gibt eigentlich nichts Besonderes. Jeder macht seinen Dienst, die einen haben Ausbildung, die anderen Unterricht. Die Grenzstreifen kommen und gehen in unregelmäßigen Zeitabständen. Aber der äußere Schein trügt. Alles kann in der nächsten Minute anders sein. Wir erfahren, daß allein in den ersten Monaten des Jahres 1961 33 Grenzverletzer festgenommen wurden.

Siebzehnmal wurden Spuren gelegt, um die Grenzsoldaten zu täuschen. In 23 Fällen wurden die Grenzsoldaten angesprochen und beschimpft, um eine Provokation zu starten.

In der Kompanie lernten wir den ehemaligen Maurer Raimund Koch kennen. Der heutige Stabsgefreite ist seit Januar 1959 bei der Deutschen Grenzpolizei. Er ist Postenführer. Eigentlich wäre in diesen Wochen seine Dienstzeit abgelaufen, aber Genosse Koch hat sich entschlossen, länger zu dienen. Er sagte: „Wenn man sieht, mit welchen Mitteln der Gegner versucht, die Staatsgrenze zu verletzen, muß man die persönlichen Dinge zurückstellen. Natürlich vermissen wir hier viel, denn unsere Kompanie liegt so abgelegen, daß wir auf manchen Tanzabend verzichten müssen. Dazu kommt, daß uns jederzeit ein Alarm an die Grenze rufen kann. Aber wir ruhen nicht eher, bis der Grenzverletzer in sicherem Gewahrsam ist. Es gibt unzählige Beweise, daß der Gegner mit den raffiniertesten Methoden Agenten und Saboteure einschleust. Doch diese Versuche sind von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn mit uns wachen



*Geländeeinweisung
der Streife am Relief
durch den dienst-
habenden Offizier*

tausend Augen und Ohren der Grenzbe-
wohner, mit denen wir manchen großen Er-
folg teilen.“

Während eines Streifenganges mit dem
Stabsgefreiten Koch und dem Soldaten Star-
ker konnten wir den Grenzdienst selbst ken-
nenlernen. Genosse Starker ist erst seit
einigen Wochen in der Kompanie. Für ihn
ist noch vieles neu, doch Stabsgefreiter Koch
versteht es, dem jungen Genossen in kame-
radschaftlicher Weise seine Erfahrungen zu
vermitteln. Manchmal sind es ganz unschein-

bare Dinge, die wir gar nicht wahrnehmen,
die aber dem erfahrenen Grenzer sehr viel
sagen.

Unser Weg führt entlang dem Zehnmeter-
streifen. Den wachsamen Augen des Posten-
führers entgeht keine Spur. Es ist unmög-
lich, unbemerkt den Boden der DDR zu be-
treten. Natürlich sind nicht alle, die über
die Grenze kommen, Saboteure und Agen-
ten. Zum größten Teil sind es Menschen, die
das „Wirtschaftswunder“ des Herrn Erhard
und die Kriegspolitik des Herrn Strauß



*Ein herzliches Ver-
hältnis herrscht zwi-
schen der Grenzbevöl-
kerung und unseren
Soldaten*

durchschaut haben und in unserer Republik eine neue Heimat suchen. Diese Menschen sind uns willkommen. Bei Tag und Nacht sind die Streifen unterwegs. Besonders schwer haben es die Soldaten im Herbst und im Winter. Manchmal waten sie bis zum Bauch im Schnee und müssen die Schneeschuhe zu Hilfe nehmen, wenn sie überhaupt durchkommen wollen.

Aber gerade an diesen Tagen, wenn der Schneesturm in wenigen Minuten alle Spuren verwischt, gilt es besonders wachsam zu sein. Trotz aller Härten und Beschwerden lieben die Grenzer ihren Dienst. Das Beispiel des Gen. Koch ist kein Einzelfall. Die Grenze der DDR ist bei der Deutschen Grenzpolizei in sicherer Obhut.



Den Grenzverletzern wird keine Chance gegeben



*Angehörige des Bundesgrenzschutzes unmittelbar am 10-m-Streifen –
Wissen sie, wessen Interessen sie vertreten?*

Der Tod

Auf der Kammhöhe des nördlichen Frankenwaldes ist die Heide am Verblühen. Aus ihren mattrosa Flächen zwischen Preiselbeerlaub und breitem Schneidegras heben sich schlank und weiß junge Birken silbrig flirrend mit ihrem stets bewegten Blättergewirr, stehen lange, schwankende Ruten halbwüchsiger Ebereschen, schwer behangen mit grellroten Beerentrauben in einem Meer hoher gilbender Gräser und geben selbst im Mittag schon einen kurzen Schatten. Aber die Septembersonne brennt heute heiß wie im hohen Sommer.

Die Frau, die tief gebückt zwischen Heidekraut, dorrenden Schmielen und stacheligem Gezweig winziger Fichtenschößlinge hockt, hebt ihr glühendes Gesicht für einen Augenblick dem kühlenden Wind entgegen, der ständig über die freie Höhe streicht. Für Sekunden verliert sich ihr Blick in der hellen Weite zwischen einem unendlich hohen Himmel und schwärzlich-grünen Bergwellen, die erst sehr fern am Horizont von den mattblauen Kulissen letzter Höhenzüge begrenzt sind.

Es ist kein junges Gesicht, dazu ein vorzeitig gealtertes. Die Falten um Augen und Mund gruben wohl Gram und Sorge, und der trübe, müde und plötzlich wieder unruhig flatternde Blick verrät eine innere Ruhelosigkeit, wie sie eine heimliche und ständige Angst erzeugen mag. Die Frau hat den Blick längst wieder gesenkt, er gleitet eifrig suchend über Kraut und Gras, die glänzend roten Träubchen der Preiselbeeren rasch er-

spähend, die sie mit flinken Fingern gedankenschnell abstreift.

Seit Stunden schon kriecht sie so gebückt oder auf den Knien über die Lichtung, die winzigen Beeren sammelnd. Es ist ein mühseliges Werk, so in der glühenden Sonne, Rücken und Kopf tief geneigt, die Augen ständig am Boden, ohne Pause zu pflücken. Aber sie muß eine bestimmte Menge in einer bestimmten Zeit schaffen. Die Beeren sind bestellt und müssen noch vor Abend im Kirchdorf abgeliefert werden, und bis dorthin ist es eine Stunde Wegs aus ihrem Waldorf. Dort aber wartet die Ziege auf ihr Futter – und der Mann auf Geld.

Der Mann – oh, der Mann!

Eine Welle von Angst verdunkelt die Augen der Frau, läßt ihre Hände zittern. Doch rasch wie es gekommen, geht es vorüber. Er wird zufrieden sein, sie wird ja Geld genug bringen. Ein Aufatmen. Drüben im Schatten einer dichten Gruppe wilder Tannlinge auf einem alten Fichtenstumpen steht ihr Handkorb zu drei Vierteln gefüllt mit den roten Beeren. Und die Sonne steht noch hoch – es ist zu schaffen, das Maß zu füllen, Weg und Heimweg bis zum Dunkelwerden zu bewältigen, wenn man sich schickt.

Noch eiliger raffen die Finger, dem schmerzenden Rücken wird kein Ausruhen gegönnt, den Augen kein Blick mehr in die Weite. Die Heide verströmt ihren letzten Duft, dicke Hummeln in samtigen Fellchen summen um die wenigen noch offenen Glöckchen. Das Blühen ist bald vorbei. Auch die

Der Hexe

Weidenröschen ließen schon ihre Blütenblätter fallen und spinnen nun weiße Seide. Aber schön ist auch dies. Schön ist die breite Lichtung auf dem Gebirgskamm, einem weit gespannten Himmel mit zarten Schleierwolken so nahe – und so still im Ahnen des Herbstes, so befriedigt und friedlich in sich ruhend.

Auf einmal aber wird diese wohltuende Stille zerrissen. Da grellt jäh ein wildes Hallo von Bubenstimmen; es bricht aus dem Tännlingsbusch, den Korb auf dem alten Stumpen trifft ein Stoß, der ihn umstürzen läßt, und sein Inhalt, die winzigen glänzenden Beerlein, rieseln als roter Regen zwischen Heidekraut und Gras und Gestrüpp. Ein kreischendes, höhnnendes Gelächter und Geschrei „Hex – Hex“, und untergetaucht ist der Spuk so jäh, wie er kam; hinter dem dichten Tannenbusch verliert er sich mit dumpf polternden Sprüngen im hoch wehenden Halmenfeld gilbender Schmielen und fernen hellen Schreien mutwilliger Kinderstimmen.

Die Frau kniet wie gelähmt zwischen Heidegestrüpp und hartem Preiselbeerlaub, die Augen starr auf den umgestürzten Korb. Nichts blieb darin. Die ganze Mühe des sonnenglühenden Tages verloren – verstreut in Kraut und Gras.

Warum sind Kinder so grausam? Ach, sie wissen nicht, daß sie es sind – wissen es nicht anders als so, wie sie es von den Älteren erfuhren. Hex – sie ist die Hex, der man alles antun kann. Die böse Hexenfrau,

die man bekämpfen muß. Vor der man sich fürchtet und die man darum haßt, der man alles Böse antun kann – nur darf man sich nicht fassen lassen von ihr, die über heimliche Mächte verfügt. Längst sind die Kinderstimmen verklungen drüben im Hochwald.

Die Frau hockt immer noch regungslos an ihrem Platz und schaut stieren Blickes vor sich hin. Denn nun ist die Angst über sie gekommen, die sie schier lähmt, die Furcht vor dem Mann, dem sie jetzt kein Geld bringen kann. Dort liegt es, boshaft verstreut und verloren – und sie wird dafür büßen müssen. Sie sinkt ganz in sich zusammen. Wie wird er toben – sie schlagen – ach und niemand kann ihr helfen. Stumpf wird ihr Gesicht. Nein, niemand hilft ihr – und also muß sie es tragen.

Die schmale, leicht gebückte Gestalt der Fünfzigjährigen, die freilich das faltige Gesicht einer Greisin hat, erhebt sich und nimmt den leeren Korb auf und stolpert mit müden Schritten über die weite, wild verwachsene Lichtung dorfwärts. Heim muß sie ja, die kleinen Bäume werfen nun schon lange Schatten, und die Sonne liegt bald als rote Kugel im fernen Nebelblau. Gleich wird es dann zwielichtiger Abend sein, und die Tiere daheim warten – und der Mann. Die Angst vor ihm wächst, überflutet alles andere, die Gedanken arbeiten fieberhaft. Sie kann nicht ohne Geld zu ihm kommen! Und morgen – morgen könnte sie die bestellten Beeren aufs neue sammeln – mehr

noch als heute, wenn sie sehr fleißig ist. Wenn ihr also heute jemand Geld leiht, kann sie es morgen zurückgeben. Und es gibt eine im Dorf, die das könnte. Sie tut es, wenn man ihr bei der Rückzahlung etwas über den geliehenen Betrag bringt, die Krämerin. Aber ob sie auch ihr . . .

Diese Sorge war umsonst. Die dürre Frau mit dem geizigen Mund nimmt wirklich zwei blanke Fünfstückstücke aus der Ladenkasse, sie weiß, die Babett bringt das Geliehene morgen zurück, wenn sie es verspricht. Sie weiß, daß sie ehrlich und fleißig ist, sie saßen vor vierzig Jahren zusammen auf einer Schulbank – und sie glaubt nicht an Hexen. „Macht morgen elf“, sagt sie nur knapp zu dieser letzten Kundin, als sie die Ladentür hinter ihr verschließt.

Der Mann lauert schon, hinter dem Fenster des geringen Häuschens in die Dämmerung spähend, und kommt, ärgerlich mit seinem Holzbein aufstampfend, der Frau bis an die Haustür entgegen. „Was tratschst du heute nur ewig herum? Verdursten kann einer derweil!“ Denn ihm borgt der Wirt nichts mehr, weil er ihn auch schon lange genug kennt, und es ist gegen das Ende des Monats, da die Rente für das im russischen Kriegswinter verlorene Bein gewöhnlich längst dem ewigen Durst zum Opfer gefallen ist.

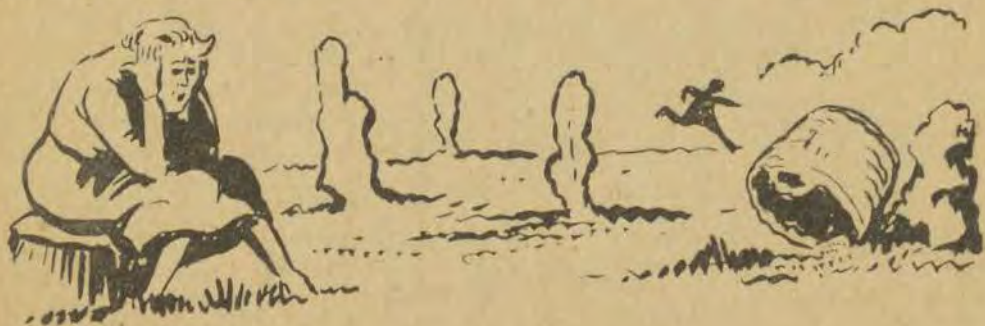
Die Frau holt ein Geldstück aus der Kleider tasche und legt es in die ausgestreckte Hand des Mannes – vielleicht genügt es ihm . . . Aber er schaut sie nur kurz mit einem böß aufblickenden Blick an und knurrt jäh wütend: „Na, weiter!“ Denn er kann Zeit und Geld gut berechnen, wenn es um das geht, was er von der Frau fordert. Und sie holt nun hastig das zweite Geld-

stück aus der Tasche. Dann ist sie schnell allein.

Das Holzbein tappt mit dem anderen – klapp – tatsch – über das Höfchen und die Dorfstraße entlang.

Die Frau steht noch, als die bekannten Laute längst verklungen sind, müd und stumpf an den Türpfosten gelehnt, bis sie das Meckern der Ziege weckt, die ihr Futter verlangt. Mechanisch setzt sie sich in Bewegung und tut die nötigen alltäglichen Handgriffe, geht ab und auf und hockt sich dann im Dunkeln auf ein Bänkchen am kalten Herd. Dort sitzt sie lange, den Kopf in die Hände gestützt, ganz im Banne wirrer wilder Gedanken. Der Mann – oh, wie sie ihn haßt! Daß er sich doch einmal zu Tode saufen möge . . .

Ihr ganzes Elend kommt von ihm. Wie muß sie leiden unter seiner Brutalität, seit er aus dem Krieg zurückkam, völlig verroht in fünf Kriegsjahren, dazu verbittert wegen des verlorenen Beines und einer Steifheit im linken Arm. Arbeitsscheu geworden in einem Luderleben, zu dem ihn seine halbe Unfähigkeit berechtigte, wie er meinte. Dieser Gedanke war ja auch so bequem – wie das nun folgende Leben. Tag für Tag im Wirtshaus, trinkend und schwadronierend. So gefiel es ihm. War er mit seiner Rente am Ende, dann hatte die Frau zu sorgen. Er war ein hilfloser Krüppel, sie konnte arbeiten, nicht wahr? Sie tat es auch – bis niemand im Dorf mehr nach ihr und ihrer Arbeit verlangte. Wer war aber im Grunde der Urheber zu dem Hexengerücht? Der Mann. Einfach aus Prahlucht und um witzig zu erscheinen. Im Suff geprahlt, wenn die Kumpane staunten über das reichliche Biergeld, das er täglich ausgab. „Meine Frau





hext mir das. Haha, meine Hexenfrau! Die bringt immer was heran, wenn ich's will.“ Und er fuchtelte mit seiner Krücke über den Köpfen seiner Mitsäufer.

Die Hexenfrau. Der Name blieb hängen trotz der benebelten Hirne. Im Dorf fiel ein Stück Vieh, ein Brand brach aus, dessen Entstehen ungeklärt blieb, ein Brustkind starb ohne sichtliche Krankheit, wurde von Tag zu Tag weniger, siechte einfach dahin, dazu das erste und einzige der jungen Bäuerin auf dem ansehnlichen Hof. War es behext? Und wieso kann eine Hofscheune, stets verschlossen, plötzlich brennen, einfach so? Steckt etwa auch hier die Hexe dahinter?

Das Gerücht lief mit schnellen Beinen, bekam Flügel, fand willige Ohren – was erst nur geflüsterte Vermutung war, wurde bald zur Überzeugung. Beim Nachbar kalbte eine Kuh unglücklich. Das Kalb kam tot zur Welt und hatte keine Augen. Die Kuh, von der schwereren Geburt angestrengt, lag keuchend mit matten Augen und fraß nicht, daß man sie abstach, um das Fleisch zu retten, denn die Bergbauern im Frankenwald sind die ärmsten im ganzen Land. Und jetzt war es erwiesen, es war Zauberei im Spiel; oder hat einer schon einmal solch ein Kalb gesehen? Der Hexe muß das Handwerk gelegt werden!

Der Hexenbanner aus dem Steinbachgrund hinter den Wildbergen wurde gerufen. Er kam, sprach seinen Segen und seinen Fluch über den Hof, räucherte den Stall mit Wacholder und Farnwedeln aus, murmelte seine geheimen Sprüche dazu und malte mit Kreide seltsame Zeichen und Kreuze an Stalltor und Haustür und auf Schwellen und Hofterrasse. So, und der erste Mensch,

der morgen in der Frühe in den Hof käme, der sei Hexe oder Hexenmeister. Also aufgepaßt! Mit diesen Worten und mahnend erhobenem Zeigefinger und einem Trumm Speck nebst einer Mandel Eier im Rucksack sowie einem blanken Taler im Hosensack verabschiedete sich der Hexenbanner.

Das Unheil will es, daß am nächsten Morgen die zwei Hühner aus dem Rentnerhäuschen stracks hinüber in den besprochenen Bauernhof liefen, da es der benachbarte ist und sie es öfter tun. Babett, die es zufällig sieht, eilends hinterher, weil die zwei schon die ganze Zeit ihre Eier verlegen, und gewiß nach drüben, da sie schon öfters das trennende Zäunchen überflogen, des nachbarlichen Hahnes wegen. Es ist noch graue Frühe, und der Bauer stößt soeben die obere Stalltür auf, als er die Nachbarin über den Hof laufen sieht. Die –! Ha freilich – sie! Und ehe sie, noch atemlos vom raschen Lauf, ihn verständigen kann, daß ihre Hühner soeben in dem Hühnerloch seines Geflügelstälchens verschwunden sind, brüllt er: „Raus – weg vom Hof! Hexenluder, verfluchtes!“ Reißt die Ochsenpeitsche von der Wand hinter sich und schlägt nach der für Sekunden reglos vor entsetztem Schreck verharrenden Frau. Bis sie begriffen hat und vor dem wutroten Gesicht und der sausenenden Peitsche davonläuft. „Hexenbrut, verdammte“, gellt ihr noch der Schrei der Bäuerin nach, als sie durchs Hoftor hastet. Seitdem ist sie die Hexe, und alles, was nunmehr im Ort an Viehsterben oder sonstigem Unheil geschieht, kommt auf ihr Schuldkonto. Niemand will sie mehr im Hause haben, auch auf dem Felde nicht, und sie muß ins Kirchdorf gehen um Arbeit.

Lange sitzt die einsame Frau trübe grübelnd,

hat darüber ihr Abendessen vergessen und kriecht endlich im Dunkeln in ihr Bett, in den schmalen Alkoven, das sie mit dem Manne teilt. Noch im Halbschlaf horcht sie auf die ungleich tappenden Tritte des Mannes, der jetzt wohl bald heimkommen muß. Mitten im unruhig angstvollen Lauschen überwältigt den müden Körper dann doch der Schlaf, und erst als der Himmel sich über den noch schwarzen Bergen sacht erhellte, erwacht sie. Ihr erster scheuer Blick gilt dem Lager neben ihr. Es ist leer. Liegt der Mann in der Stube oder gar vor der Tür? Sie horcht – kein Laut. Sie späht aus dem Fenster – auch das Höfchen liegt leer im grauen Morgenlicht. Vielleicht war der Trinker so voll, daß sie ihn in seinem Rausch im Wirtshaus liegen ließen, Geld hat er ja genug gehabt, um sich einen schweren anzutrinken.

Das Geld – ach ja, heute muß sie doppelt soviel schaffen. Sie versorgt die Ziege, die Hühner, brüht den Kornkaffee – er wird Durst haben, wenn er kommt . . . Hastig verzehrt sie ihr Stück Brot, stellt den Kaffee in die Röhre und nimmt Korb und Sammel-töpfchen. Es ist nun schon hell genug draußen, und bald wird die Sonne kommen. Bis sie den Kamm erreicht hat, wird es lichter Tag sein. Es ist auch besser, sie ist nicht mehr im Hause, wenn der Mann heimkommt. Früh hat er immer schlechte Laune. Am Abend, wenn sie ihm Geld bringt, nimmt er sich nicht viel Zeit, böse mit ihr zu sein, da hat er es eilig, ins Wirtshaus zu kommen.

Nun, er hatte es nicht mehr eilig, als sie ihn widersah. Stumm und steif lag er lang ausgestreckt auf der Bahre in der engen Stube, so wie sie ihn hingestellt hatten.

Es war ein seltsames, sehr seltsames Ereignis – in seiner Trunkenheit war der Mann vom Weg abgekommen und in den Dorf-bach gestürzt, darin ertrunken, obgleich er wenig Wasser führte. Ausgerechnet in einer geringen Vertiefung des Bachbettes lag er mit dem Gesicht in einer kleinen Lache, die sich dort gesammelt hatte, war in seinem Suff darin ertrunken.

Erklärlich für vernünftige Einsicht. Nicht aber für das in den Bergen verlorene Dorf

in seinem Hexenwahn. Verhext hat sie ihn! Hineingewünscht, und der Teufel hat ihm ihr zu Gefallen das Gesicht in das bißchen Wasser gedrückt, bis er ersoffen war. Neuer Beweis für ihre geheimen Künste und ihre Beziehungen zu dem Höllischen! Wußte man doch, wie der Mann sie drangsaliert und oft grün und blau geschlagen hatte – sie entledigte sich endlich dieser Drangsal, die Hexe. Andere Frauen in ähnlicher Lage konnten dies nicht und mußten ihr Kreuz weiter tragen . . .

Die von mancher heimlich Beneidete, von vielen Gehäßte und allgemein Gefürchtete verkroch sich nun ganz in ihr winziges Haus, das nur aus Stube, Alkoven und Ställchen bestand, mit dem Heuboden darüber.

In der ersten Frühe ging sie schon fort, hinunter ins Kirchdorf, und kam erst mit dem Dämmern oder im Dunkel der Nacht wieder. Sie traute sich am hellen Tag kaum über den Weg. Die Kinder schrien ihr nach, hinter Hecken und Zäune geborgen. Hex – Hex.

Die Erwachsenen wichen ihr offensichtlich aus, sie fürchteten den „bösen Blick“, mit dem einem die Hexe schon etwas antun kann. Kam sie in den Kramladen, bildete sich eine Gasse zwischen den Käuferinnen. Nur die Krämerin sprach mit ihr wie mit den anderen Kunden und verkaufte ihr wie allen anderen ihre Ware, was ihr sehr verdacht wurde. „Quatsch“, erwiderte sie auf versteckte und offene Vorhaltungen in ihrer knappen, scharfen Art. „Blödsinn, was ihr euch zusammenreimt – ich glaub', ihr spinnt allesamt! Laßt doch das arme Luder in Ruh. Gut, daß der Süffel beim Teufel ist – der hat's schon lange genug verdient an ihr!“ In Ruhe ließen sie die Frauen auch, so lange nichts Schlimmes geschah in dem kleinen Ort. Sie wollten nur nichts mit ihr zu tun haben, und die geächtete Frau lebte unter ihnen isoliert wie hinter einer Glaswand. Schon das war grausam genug. Immer allein. Die langen Winterabende, die Feiertage, wenn sich die anderen zusammenfanden und ihre Armut und Abgeschlossenheit von der Welt da draußen und alle Not ihres Lebens in der Gemeinschaft leichter ertrugen. Sie mußte ihr ganzes Elend allein

tragen. Ohne eine Ansprache, ohne ein mitfühlendes Herz. Nichts wußte sie von ihren Mitmenschen, als daß man sie fürchtete, darum haßte und sie ausstieß aus der Gemeinschaft.

Doch sollte es noch schlimmer kommen. Im frühen Winter brach eine Seuche aus unter den Ziegen, ein großes Sterben. Unheimlich rasch krepiereten die Tiere, nur ganz einzelne blieben verschont. Darunter die der Babett. Natürlich! Ihre wird sie ja nicht verhext haben! Verwirrt von Wut und Sorgen, darum, daß den oft unterernährten Kindern jetzt nach die Milchspenderinnen fehlten, diese Kühe der armen Bergbewohner, fanden Zorn und Not und Hilflosigkeit nur den einen Ausweg im wilden Haß gegen die Hexe, die gewiß das Unglück herbeigezogen hatte, um sich zu rächen, weil kein ehrlicher Christenmensch ihr auch nur das Wort gönnte. Austreiben mußte man sie, fortjagen aus dem Dorf! Früher hatten sie das getan, erzählten die ganz alten Leute. Aber heute geht das nicht mehr so einfach, die Neugescheiten bei Behörde und Polizei glauben nicht mehr an Hexenkünste. Die Babett muß von selber gehen, freiwillig und dabei – dabei kann man nachhelfen . . .

Es war an einem eisigen Tag im Dezember. Die Adventstürme brachten Unmassen Schnee in die hohen Wälder, der Nordwind ritt johlend über die Berge und fegte das lockere Weiß von den freien Höhen, trieb es als feinen Staub vor sich her und türmte es, wo es ihm paßte, zu hohen Wehen und Wächten zusammen. Der Weg vom Kirchdorf herauf in die Wälder war halb verweht, und die Frau, die von der Arbeit heimkam, hatte es schwer, durchzukommen.

Erschöpft, mit frostklammen Händen und Füßen, erreichte sie später als sonst ihr Häuschen. Der ständig wirbelnde Schnee nahm ihr die Sicht, und erst als sie in die Stube trat, merkte sie, daß die Fensterscheiben eingeschlagen waren. Alle! Leer starrten die Fensterrahmen, und ungehindert stob der Schnee herein, lag über Scherben von zersplittertem Glas bis zum Herd hingeweht vom hohl sausenden Nordwind, der ungehemmt in den kleinen Raum blies, Eiseskälte verbreitend. Auch im Alkoven

das gleiche. Das einzige Fenster völlig zerbrochen und das Bett bedeckt mit Glassplittern und eisigem Schneestaub.

Hier kann man nicht bleiben, hier erfriert man in der Nacht. Hier ist es auch außerdem grausam schwer, zu weilen, hier starrt einen der Haß an, der wilde, irre, unversöhnliche. Aus einem Wahn entstanden, der jeden Funken von Verstand ausschaltete. Nur eines vermag die Frau noch zu denken. Wärme . . . Sie muß warm werden. Ihr Körper ist wie erstarrt vor Kälte – und nun auch bald ihr Herz.



Sie stolpert hinaus mit schweren Füßen. Im Ställchen schreit die Ziege, die die bekannten Schritte hörte. Mechanisch wirft ihr die Frau Futter vor, die Kartoffelschalen, die sie in ihrem Korb mitbrachte von ihrer Arbeitsstelle in der Küche des Wirtshauses und den sie noch am Arm hat.

Dann ist sie wieder auf der Straße, stapft durch den tiefen Schnee im heulenden Wirbel des Windes dem Hause der Krämerin zu. Es ist spät, der Laden bereits geschlossen – ein Glück, da sieht sie niemand – leer ist auch die Dorfstraße. Keinen Hund jagt man bei diesem Wetter hinaus. Ein zweites Glück – die hintere Haustür ist noch nicht zugesperrt. In der warmen Küche sitzt die Krämerin, an einem Strumpf strickend, und

ist gar nicht verwundert über den späten Gast. „Setz dich auf die Ofenbank“, sagt sie und holt den Kaffeetopf aus der Röhre. „Da, trink!“ Sie hat eine große Tasse mit heißem Milchkaffee gefüllt.

Die Frau greift mit steifen Fingern gierig danach und trinkt hastig, in kleinen Schlucken. Im Rücken wärmen die Kacheln des breiten Ofens. So wird sie nach und nach warm, von innen und von außen. Wie gut das ist!!!

Sie möchte der Krämerin danken, vermag es aber in ihrer Schwerfälligkeit, die den Waldleuten in ihrer herben Art zu eigen ist, nicht. Jene erwartet es gewiß auch nicht. Sie sitzt längst wieder am Tisch unter der Lampe und strickt weiter an ihrem Strumpf, ohne etwa an eine Unterhaltung zu denken. Ihr hageres Gesicht mit dem schmalen Mund ist verschlossen wie immer. Sie fragt auch nicht, warum die Babett kam, sie braucht keine Erklärung, sie weiß, daß man ihr die Fenster eingeworfen hat. Im Laden erfährt man immer alles gleich.

Auch der Gast sitzt stumm, stumpf vor sich hinstarrend, nur noch die gute Wärme empfindend, die lind und wohltuend die frostschmerzenden Füße und Hände, den durchkälten Körper durchdringt.

Einmal klappert die Haustür, die Krämerin fährt auf und eilig hinaus in den Hausflur. Es ist da jemand, der noch etwas aus dem Laden haben will. Dahin kann man vom Flur aus gelangen. Ein Glück, denkt die Krämerin und fertigt die Kundin ab.

Als sie wieder in die Küche kommt, sagt sie mit schrägem Blick nach der am Ofen Hockenden: „Also, Babett, über Nacht kannst du hier nicht bleiben – wenn das rauskäm, schmeißen sie morgen mir die Fenster ein. Du kennst sie ja.“

„Ja“, sagt die Frau tonlos, steht langsam auf – es fällt ihr sichtlich schwer, sich von den warmen Kacheln zu trennen – und langt nach ihrem Schultertuch, das nun gut getrocknet und erwärmt an der Stange über dem Ofen hängt.

„Ich tu ihnen doch nichts –“, sagt sie leise und mehr zu sich selbst, „warum nur . . .“ „Du sollst fort – sie wollen dich nicht mehr



im Dorf haben – Ja, ja – das wird nunmehr auch nicht mehr anders, Babett . . .“ Die Krämerin hebt bedauernd die Schultern. „Aber wo soll ich hin?“ Angst hockt im hilflos irrenden Blick der Frau. „Wer nimmt mich denn noch für ganz?“ Sie hat recht. Eine Frau in den Fünfzigern, die aussieht wie Siebzig und so abgeschafft ist, läßt sich niemand auf. Zum Taglohn kann sie kommen, warum nicht, da kriegt sie ihre Arbeit bezahlt, und man ist fertig mit ihr, der Arbeitgeber hat keine weitere Verantwortung. Aber ganz ins Haus nehmen solch altes erschöpftes Weib, nein, das kann man niemand zumuten. Und so würde wohl nirgends ein Unterschlupf sein, wenn sie ihren derzeitigen, ihr Häuschen, verließ. Schlimmer als ein Tier im Walde würde sie dann dran sein, das doch seine Höhle oder sein Nest hatte . . .

Die Krämerin mag das gleiche denken. Aber was ist da zu machen? Jede hat genug für sich selbst zu sorgen und zu kämpfen. „Hm – da mußt du halt schauen, wie du das machst“, sagt sie, nur um etwas zu sagen, und begleitet den gefährlichen Besuch bis zur Haustür, um rasch hinaus zu spähen, ob auch niemand um den Weg ist und etwas sieht, wer da bei ihr herauskommt. „Steck dich halt ins Bett, bist ja nun aufgewärmt“, flüstert sie zwischen Tür und Angel, als der

Wind jäh und eisig hereinfährt, und verschließt sie dann sorgfältig hinter der Davontappenden, die sich mit tiefgeneigtem Kopf gegen den heulend daherfahrenden Schneesturm stemmt.

Am Morgen hat er sich ausgetobt. Sehr still, wie in Watte gepackt, liegt das Dorf. In der schneebleichen Dämmerung der ersten Frühe stapfen die Häusler, die fast alle in der Porzellanfabrik im Kirchdorf arbeiten, in schmaler Reihe hintereinander die tiefverschneite Dorfstraße entlang, so einen gangbaren, wenn auch kaum fußbreiten Steig schaffend. Der Weg führt am Hause der Hexe vorbei, das fast am Dorfende sich am Berghang hinduckt.

Der Schnee macht die Dämmerung der langen Nacht schon so hell, daß man deutlich die dunklen Höhlen der scheibenlosen Fenster erkennen kann. Aber noch mehr ist da zu erkennen. An einem Fensterkreuz hängt etwas wie ein Bündel Lumpen. Unwillkürlich schauen die Männer, die zuerst nur mit einem verstohlenen Blick die leeren Fenster streifen, schärfer hin und sehen, daß das Kleiderbündel Arme hat und – und einen Kopf, mit grauweißem Haar bedeckt – man sieht ihn nur von hinten.

Sie haben den Schritt jäh verhalten, stehen und starren, stumm für Momente, vom Schrecken des Augenblicks angerührt, hinüber. Dann sagt einer stockend: „Das – das sieht doch aus, als . . .“ Es sah nicht nur so aus, es war so. Das arme gehetzte Geschöpf hing mit einem Strick um den Hals am Fensterkreuz – gewiß schon lange, denn die Leiche war bereits schon steif gefroren.

Die Polizei hatte nicht viel festzustellen, der Fall war klar. Man hatte die Fenster eingeworfen, über Glasscherben lag Schnee in Stube und Kammer – nun ja, wer es getan, war nicht herauszukriegen. Aber erhängt – erhängt hatte sie sich selbst, das wurde amtlich beglaubigt. Und dafür bekam sie kein ehrliches Begräbnis und kein Grab in geweihter Erde, die Selbstmörderin, die verdammt war . . . Denn hier ist man streng gläubig, christlich – katholisch!!!

Also geschehen im Jahre 1959 in einem oberfränkischen Bergdorf.

Friedrich Schiller 1802

Sehnsucht

*Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!*

*Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig hell und ewig grün.
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin!*

*Ach, wie schön muß sichs ergeben
Dort im ewgen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!*

*Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.*

*Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frischt hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sich beseelt.*

*Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.*

Das Geheimnis von Hildburghausen

Hildburghausen gehört zu den frühen Siedlungen des oberen Werratal, ein Städtchen, das auf rund 1300 Jahre zurückblicken kann. Es war einmal eine kleine Residenz und später ein zentraler Sammelpunkt von Schulen im Meininger Land. Die Besucher bewundern das altersgraue Rathaus und den herrlichen Friedenspark, den einstigen Schloßgarten. Ihr Hauptinteresse aber gilt fast ausnahmslos dem geheimnisvollen Grab dort oben am Städtberg, wo unter bemooster Steinpyramide in grüner Waldeinsamkeit die Namenlose schläft, deren Herkunft bis heute nicht restlos geklärt worden ist. Romane haben sich des mysteriösen Stoffes bemächtigt und mehr oder weniger fantastische Lösungen versucht, desgleichen zahllose Kurznachrichten in Zeitungen und Zeitschriften. Wir wollen uns an die ernsthafte Forschung halten und in einer kurzen Plauderei die Schicksale der Dame und ihres Begleiters an uns vorüberziehen lassen.

Im Herbst des Jahres 1803 tauchten in dem Schwäbischen Städtchen *Ingelfingen* ein vornehmer Herr, der sich *Vavel de Versay* nannte, und eine verschleierte namenlose Dame auf. Ingelfingen war die Residenz des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, der als Menschenfreund französischen Emigranten in seinem Ländchen Asyl gewährte. Die beiden Fremden nahmen Wohnung in der stattlichen Apotheke, deren säulengeschmückte Vorderfront sich heute noch so präsentiert wie damals.

Sie lebten völlig zurückgezogen, mieden jeden Kontakt mit den Einheimischen und verließen das Haus durch die Hinterpforte

nur zu einsamen Spaziergängen. Die Ingelfinger, die nach kleinstädtischer Art jeden Vorgang in ihrem Gemeinwesen bis in alle Einzelheiten auskundschafteten, hätten gar zu gerne gewußt, wer sich hinter dem dichten grünen Schleier verbarg. Aber alle Annäherungs- und Ermittlungsversuche blieben erfolglos. Im Frühjahr 1804 verschwanden die beiden Menschen, still und unmerklich, wie sie gekommen.

Drei Jahre später rumpelte in der Abenddämmerung eines Februartages eine geschlossene Kutsche durch das *Untertor Hildburghausens* und hielt am Markt vor dem „Englischen Hof“, der ersten Gaststätte der Stadt. Flur und Treppenaufgang waren hell erleuchtet, aber sonst lag das Haus wie ausgestorben. Weder die Wirtsleute noch irgendein dienstbarer Geist ließen sich sehen, so daß der Herr und die verschleierte Dame – wir erkennen die Ingelfinger Emigranten – unbeobachtet in ihre Gemächer gelangen konnten. Kurz vorher hatte diese der beauftragte Kommissär *Andreä* gemietet und eigenartige Formalitäten bei der Ankunft mit dem Hotelbesitzer *Marquardt* vereinbart. Hochangesetzte Entschädigungen machten gefügig.

Der Fürst von Ingelfingen mag wohl ein mehrfach versiegeltes Schreiben an den ihm verwandten Hildburghäuser Hof gerichtet haben. Sicherlich kannte das Herzogspaar das Geheimnis der Dame – sie war die Hauptperson – wie verschiedene Maßnahmen von höchster Stelle bestätigen. Während sonst jeder Einpassierende mit Namen, Beruf und Unterkunft sofort polizeilich gemel-

det werden mußte, drückte man hier ein Auge zu und ließ die neuen Bürger unbehelligt, ein beim Amtsgericht hinterlegter Schutzbrief verbürgte ihre Sicherheit. Der Herr nannte sich auch hier Vavel de Versay. Der schwer eingängige Name wurde von den Hildburghäusern mundartlich in „Pfafel“ umgewandelt. Von der Dame wußte man gar nichts. Die Bezeichnungen „Dunkelgraf“ und „Dunkelgräfin“, erstmals von dem Märchenerzähler Ludwig Bechstein geprägt, sind erst nach dem Tode der beiden populär geworden.)

Nach einigen Monaten klösterlicher Abgeschlossenheit verzogen die Einsamen ins Oberstock des Kavalierhauses, des heutigen Kreisamtes. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Als in einer Nacht in der Druckerei des Erdgeschosses ein Papierstapel brannte und Feuerlärm die Stille zerriß, brach die an Angstvorstellungen und Verfolgungswahn leidende Dame zusammen. Der besorgte Gefährte, in medizinischen Hilfsleistungen erfahren, bemühte sich um die zarte Gestalt. Derartige schreckhafte Aufregungen mußte er von ihr fernhalten, und in seiner temperamentvollen Art scheute er selbst Gewaltmaßnahmen nicht, wie sich später in Eishausen bei seinem Einschreiten gegen das althergebrachte Neujahrsschießen der dortigen Burschen zeigte. In aller Frühe des nächsten Tages beauftragte er den Kommissär Andreä, ein Domizil in ruhiger Lage, möglichst außerhalb des Stadtkerns, ausfindig zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1808 übersiedelten die Geheimnisvollen in das 1759 von Hofmaler Joh. Valentin Tischbein erbaute Haus in der Neustadt, das der verwitweten *Geheimrätin Radefeld* gehörte. Der neue Aufenthalt an der stillen Allee erleichterte die Isolierung von der Gesellschaft. Die Hildburghäuser durften das glanzvolle Hofleben nur als Zaungäste verfolgen, aber sie kannten doch jede Person von Rang aus dem erlauchten Kreis. Mit begreiflicher Neugier belauerten sie jeden Neuankömmling, bis seine privaten Verhältnisse offen zutage lagen. Nun wagten es die beiden Unbekannten, einen unsichtbaren und doch undurchdringlichen Zaun um sich zu errichten und wie in einem

Dornröschenschloß verwunschen zu hausen. Der weißhaarige Diener Scharre verhielt sich unnahbar und schweigsam, er war wie die Köchin Weber seiner Herrschaft bis in den Tod ergeben. Frau Radefeld, die auf einmal viele Besuche bekam, wußte nur zu berichten, daß sie den Zins pünktlich erhalte, im übrigen aber keinerlei Verbindung mit ihren Mietern habe gewinnen können. Das obere Stockwerk, wo die Fremden wohnten, war durch neu angebrachte Verschlüsse vollständig vom Parterre getrennt. Die Fenster blieben dicht verhängt. Die Vorsaaltür wurde immer geschlossen gehalten. Niemand durfte die Räumlichkeiten betreten, der Postbote war beauftragt, die Briefschaften in einen an der Treppe aufgehängten Korb zu werfen, der dann nach oben gezogen wurde. Die Söhne der Geheimrätin hatten durch Ritzen in den Fensterläden erspäht, wie die täglichen Ausfahrten vor sich gingen. Der Wagen hielt im Hof, dessen Mauern jede Sicht versperrten. Dem Kutscher war mit einer reichlichen Geldspende eingeschärft worden, sich nicht umzudrehen. Der Herr half der Dame beim Einsteigen und zeigte sich so fürsorglich und devot, wie ein treuer Diener einer hohen Herrin gegenüber.

So vermochten auch die feinsten Spürnasen nichts zu ermitteln. An die Fremden selbst wagte man sich nicht heran, hatten sie doch durch reiche Geldgeschenke und Stiftungen für wohltätige Zwecke Stadt und Bürgerschaft zu Dank verpflichtet. Dem Dunkelgrafen verlieh die Stadt 1827 sogar das Ehrenbürgerrecht, weil er sich hilfreich der Armen und Bedrängten annahm, ohne daß sein Name genannt werden durfte.

Wo etwas geschieht, das dem alltäglichen Ablauf der Dinge zuwiderläuft, da wuchern Gerüchte, da entstehen Legenden. So erzählten die Dienstmädchen beim Wasserholen am Brunnen, die Dame sei eine französische Nonne, die der Pfafel bei Nacht und Nebel entführt habe, um mit ihr verborgen zu leben, Andere behaupteten, sie trage ein Brandmal auf der Stirn, wie man es Verbrechern zur dauernden Kenntlichmachung aufzudrücken pflege, und der dicke Schleier habe den Zweck, ihr völlig ent-

stelltes Gesicht zu verhüllen. Zwei Jahre umkreisten die Gedanken der Hildburghäuser das geheimnisvolle Haus in der Neustadt. Sie lauerten auf eine aufklärende Nachricht. Aber die kam nicht. Im Herbst 1810 reisten die Ruhelosen still und unauffällig ab.

Im nahen *Dorf Eishausen* jenseits des Stadtberges fand das seltsame Paar ein erwünschtes Asyl im herzoglichen Domänen-schloß (1873 abgebrochen). Ein stattliches Gebäude mit einem großen Garten, der sogleich mit einem dichten Zaun umgeben wurde. Der Diener Scharre und die Köchin Weber, die das Schloß nie verließen, verrichteten auch hier ihre täglichen Dienste. Für Botengänge standen noch eine gewisse Frau Schmidt aus Hildburghausen und ihr Mann zur Verfügung. Es ist erstaunlich, wie Vavel auch ihnen seinen Willen aufzuzwingen vermochte. Sie ließen sich unterwegs mit niemanden in ein Gespräch ein und verrieten bis zu ihrem Tode nichts von dem, was sich auf die Schloßbewohner bezog.

Das stille Dörflein erlebte nun ein Menschenalter lang ein ähnliches Schauspiel wie Ingelfingen und Hildburghausen. Natürlich wollten die Leute von Eishausen die neuen Gemeindeglieder kennenlernen und wissen, was hinter den Mauern des Gutshauses vorging. Sie mußten indessen bald einsehen, daß jeder Versuch einer Annäherung vergeblich war. Also hieß es, sich bescheiden. Späterhin gingen sie sogar dem Schlosse scheu aus dem Weg, in Bann gehalten durch die herrische Art des Fremden, vor allen Dingen aber durch die Geldspenden, die der Gemeindekasse oder den Bedürftigen direkt zufließen. So kam es, daß die Dunkelgräfin fast 30 Jahre lang als ein völlig unbekanntes, nie in der Nähe oder unverschleiert gesehenes Wesen in einer Gemeinschaft leben konnte. Selbst für den Diener und die Köchin blieb sie unsichtbar. Die Speisen wurden in einem Vorzimmer aufgetragen und von dem Begleiter selbst in den Eßraum gebracht. Die Lebensweise war denkbar feudal. Ausgewählte Gerichte mußten von Hildburghausen oder Coburg herbeigeschafft werden, die besten Liköre und teure

französische Weine trafen im Gutshaus ein. Die Dame besaß eine reiche Garderobe nach der neuesten Pariser Mode, wie der Nachlaß erkennen ließ. Die Geldmittel stammten nach dem kürzlich erschienenen Forscherwerk von Frédéric de Saxe-Altenburg, betitelt „L'énigme de Madame Royale“ (das Rätsel der Königstochter) von einem holländischen Onkel des Grafen.

Anfangs fuhren die Einsiedler zuweilen bis vor die ersten Häuser von Rodach, wobei beim Ein- und Aussteigen ähnliche Absperungsmaßnahmen getroffen wurden wie in Hildburghausen. Bald unterblieben die kurzen Ausflüge, und die Dame erging sich dann immer einige Zeit im sicher eingefriedeten Schloßgarten. Wie ängstlich der Graf darauf bedacht war, seine Gefährtin vor neugierigen Blicken zu bewahren, zeigten seine eigenartigen Anordnungen. Die Bötin Schmidt hatte das Gartentor zu öffnen und abgewandt zu warten, bis die Dame hinter ihrem Rücken im Grünen verschwunden war. Droben am Fenster beobachtete der Gefährte mit der Pistole in der Hand – wie berichtet wird – die Erholungsuchende und ließ sie nicht aus den Augen. Auf ein gegebenes Zeichen erfolgte die Rückkehr ins Schloß unter den gleichen Umständen. So hat auch die Bötin Schmidt niemals das Gesicht ihrer Herrin gesehen.

Vavel muß ein ungewöhnlich regsamer Geist gewesen sein. Er verfügte über eine vielseitige Bildung, beherrschte mehrere Sprachen und kannte sich in verschiedenen Wissenschaften aus. Die Gefährtin konnte ihres krankhaften Zustandes halber dem Flug seiner Gedanken nicht folgen. So mag er zuweilen doch das Bedürfnis gehabt haben, mit einem kongenialen Menschen in Verbindung zu treten. Es entwickelte sich ein 14jähriger Briefwechsel mit dem feinsinnigen *Ortsgeistlichen Kühner*. Die Bötin Schmidt brachte Zeitungen und allerlei Schriften mit Kommentaren des Grafen ins Pfarrhaus und lieferte die Bemerkungen Kühners über die angeschnittenen Probleme im Schloß ab. Immer aber mußte sie die Schreiben zurückgeben bzw. abholen, so daß

keine Zeile in der Hand des Pfarrers verblieb. Die beiden korrespondierenden Männer haben sich wohl dann und wann von ferne gesehen und höflich begrüßt, doch nie ein Wort miteinander gesprochen. Gewiß die merkwürdigste Freundschaft, die es je gegeben hat.

Am 25. November 1837 schied die Dunkelgräfin aus dem Leben. Einsam und ohne ärztlichen Beistand, ohne von einem Menschen außer ihrem Gefährten in den letzten Minuten umgeben zu sein, hauchte sie ihre Seele aus. Jetzt öffneten sich zum ersten Male seit 30 Jahren die verschlossenen Gemächer. Die Tote wurde nach Mitternacht bei Fackelschein nach Hildburghausen überführt. Hier hatte der Graf vor Jahren am Stadtberg einen Garten erworben, auf dessen schattigen Terrassen die Einsame mit Entzücken gewandelt und sehnsüchtig hinausgeblickt hatte ins grüne Werratal.

Unter den offenen Bogengängen des Gartenhauses – heute *Berggasthaus „Schulersberg“* – setzten die Träger den Sarg nieder. Und nun geschah etwas Außergewöhnliches und Überraschendes. Der Deckel des Sarges wurde auf Anordnung des Grafen gelöst und abgehoben. Das Trauergeleite sah eine schöne, vornehme Frau in weißer Atlasseide und verharrte einige Minuten in schweigender Ergriffenheit. Dann wurde der Sarg geschlossen und der Erde übergeben. Die eigenartige Bestattung gab Anlaß zu allerlei Gerüchten, man munkelte, es sei gar nicht die Geheimnisvolle, sondern eine weiß gekleidete Puppe eingesargt worden. Der Befund bei der Öffnung des Grabes am 8. Juli 1891 erwies die Haltlosigkeit der Schauermärchen.

Dem Eintrag ins Kirchenbuch als einer gesetzlichen Vorschrift konnte sich der Dunkelgraf nicht entziehen. Im Totenregister der Hofkirche zu Hildburghausen steht die folgende Rubrik: „Sophie Botta, bürgerlich, Westphalen, Eishausen, 58 Jahre alt, ledig,

gestorben am 25. November 1837, begraben am 28. November.“ Die allgemeine Fassung, die keine Nachprüfung ermöglichte, läßt darauf schließen, daß hier eine fingierte Meldung vorliegt.

Als 11 Jahre vorher das Herzogtum Hildburghausen aufhörte zu bestehen und das Gebiet an Meiningen fiel, forderte die neue Regierung nach dem gesetzlichen Reglement die Personalausweise der Eishäuser Schloßbewohner. Der Graf erklärte, die Papiere lägen bereit, aber er werde sofort das Land verlassen, wenn man ihn zwingt, sie auszuhandigen. Die Hildburghäuser Gegend wollte ihren Wohltäter nicht verlieren, und so nahm die Behörde, wohl auf Anordnung höheren Orts, Abstand von der strikten Befolgung des Gesetzbuchstabens. Die beiden Menschen konnten fortan ungestört und unangefochten in ihrer Einsiedlerklause hausen, bis der Tod sein Machtwort sprach. 1845, also 8 Jahre nach dem Tod seiner Gefährtin, sank der Dunkelgraf in die Gruft. Die Mitwelt hatte erwartet, daß er nach dem Tod der Dame eine Generalbeichte ablegen werde, da alle Hemmungen geschwunden waren, aber es geschah nicht. Ob der alte Mann in Erinnerung an die ihm Vorausgegangene nicht mehr aus der gewohnten Lebensweise heraustreten wollte? Ob ihm ein Gelübde den Mund versiegelte? Wir wissen es nicht. Nach Aussage seines letzten Dieners, eines Sohnes vom Boten Schmidt, traf er einigemal Anstalten zu einem schriftlichen Bekenntnis. Doch ließ er den Plan immer wieder fallen und nahm das Geheimnis mit ins Grab.

Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem kleinen Friedhof zu Eishausen neben seinem Geistesfreund, dem Pfarrer Kühner, dem die Königin von Bayern als ihrem einstigen Erzieher einen würdigen Denkstein setzen ließ. Warum man ihn seinem Wunsch gemäß nicht neben der Dunkelgräfin am Stadtberg beigesetzt hat, bleibt unbekannt.

Wer waren die geheimnisumwitterten Menschen?

Diese Frage ist der Brennpunkt des Problems, und die Forscher haben sich damit eingehend auseinandergesetzt. Über die Persönlichkeit des Dunkelgrafen herrscht kein Zweifel mehr. Wohl hat er kurz vor seinem Tod alle wichtigen Dokumente verbrannt, doch fand sich in der Reisekutsche ein vergessener Paß, der Auskunft gab. Er hieß nicht Vavel de Versay, sondern *Leonardus Cornelius van der Valk*. 1769 in Amsterdam geboren, war er zuerst französischer Offizier und dann Sekretär bei der holländischen Gesandtschaft in Paris. Im Jahre 1799 nahm er seine Entlassung und reiste nach Deutschland. Wann und wie er die irgendwo untergebrachte Dame, die durch ein ränkevolles Manöver in einer Art Verbannung gehalten wurde, getroffen, befreit und unter seinen Schutz genommen hat, ist eine offene Frage. Schwieriger liegen die Dinge bei der Trägerin des Geheimnisses, der Dunkelgräfin. Die neueren Forscher stimmen in dem Ergebnis überein, daß wir in ihr *Marie Therese Charlotte*, die Tochter des in der Französischen Revolution hingerichteten Königs *Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette*, vor uns haben. Nun lehrt doch aber die Geschichte folgendes: Marie Therese Charlotte oder Madame Royale wurde nach mehrjähriger Gefangenschaft im Temple zu Paris nach Wien ausgeliefert, wo sie am Hof ihrer Großmutter, der Kaiserin Maria Theresia, Aufnahme fand. Sie heiratete den Herzog von Angoulême und starb 1851 auf Schloß Frohsdorf. Wie lassen sich die historischen Darlegungen mit dem Forschungsergebnis in Einklang bringen? Es gibt nur eine Möglichkeit: Die in Wien Eingetroffene war nicht die echte Königstoch-

ter, sondern eine untergeschobene Person. An einem Dezembertag des Jahres 1795 wurde in Hünningen bei Basel Madame Royale gegen französische Deputierte, die sich in österreichischer Gefangenschaft befanden, ausgetauscht. Die österreichischen Gesandten, welche die Prinzessin nie gesehen hatten, also auch nicht kennen konnten, übernahmen eine andere Dame, während die echte Königstochter bei Nacht und Nebel verschwand. Ein eklatanter Betrug, der in raffiniertester Weise durchgeführt wurde. Wie rechtfertigt die Forschung ihre kühne Behauptung? Das erhaltene Tagebuch der Prinzessin, im Temple niedergeschrieben, stellt uns eine stille, anlehnsbedürftige Dulderin vor, die mit großer Liebe an ihren Eltern, dem jüngeren Bruder und ihrer Gesellschafterin hing. Die in Österreich Angekommene war eine Art Mannweib, resolut, selbstsicher, kalt und abstoßend. Napoleon bezeichnete sie bekanntlich als den „einzigsten Mann unter den Bourbonen“, in der Donaustadt gewann sie als die „Un-sichtbare“ keinerlei Sympathie. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Mensch in seinem Charakter eine derartig schroffe Wandlung durchmacht. Auffällig ist ferner das Verhalten der Pseudoprinzessin den Freundinnen gegenüber. In Frankreich wechselte Madame Royale mit ihnen die zärtlichsten Briefe, von Wien aus brach man den Verkehr vollkommen ab und verweigerte ein Wiedersehen. Auch die Verschiedenheit der Bildnisse und die abweichenden Schriftzüge deuten darauf hin, daß die Prinzessin aus dem Temple und die Wiener Herzogin von Angoulême nicht ein und dieselbe Person gewesen sein können.

Die Fäden des geheimen Spiels bei dem Betrug kann nur eine hohe Persönlichkeit in der Hand gehalten haben, die lebhaft daran interessiert war, die wahre Königstochter nicht unter den Einfluß Österreichs gelangen zu lassen. Die Hintergründe sind politischer Natur. Der österreichische Kanzler Thugut plante nämlich eine Vermählung der Prinzessin mit dem Erzherzog Carl, um seinem Lande ihr bedeutendes Vermögen zu sichern. Darüber hinaus konnte durch geschickte Verhandlungen Landerwerb zu erzielen sein, vielleicht sogar für den Erzherzog die französische Königskrone.

Der Gegenspieler war der ältere Bruder Ludwig XVI., Graf von Provence, späterer *König Ludwig XVIII.*, als der Onkel von Madame Royale, ein total verschuldeter, ehrgeiziger, skrupelloser Intrigant, der gefährlichste Mann der Revolution, der durch seine egoistischen Machenschaften vom sicheren Port aus ein gut Teil der Schuld trug an der Verurteilung des Königspaares. Auch er wünschte eine Heirat, aber mit einem Mann seiner Sippe, nämlich seinem Neffen *Herzog von Angoulême*, um ganz über sie verfügen zu können. Er rechnete damit, daß die weiche, leicht lenkbare Marie Therese Charlotte den Plänen der österreichischen Krone Folge leisten würde. Das durfte nicht geschehen. Daher die Entsendung einer willensstarken Ersatzdame, die sich den Wiener Absichten widersetzte und im Sinne ihres Auftraggebers nur einem Bourbonen die Hand reichte. Tatsächlich hat sich ja die Pseudoprinzessin mit dem geistig minderwertigen Angoulême vermählt. Eine Josephsehe aus politischen Gründen. Der Ränkeschmied, jedes verwandtschaftlichen Gefühls bar, hat an seiner

Nichte ein Verbrechen begangen. Er hat sie geopfert und damit die Diamanten ihrer Mutter und den französischen Thron in seinen Besitz gebracht.

Es muß zugegeben werden, daß die Forschung mit viel Scharfsinn und mit Auswertung aller erreichbaren Dokumente in staatlichen und privaten Archiven der Herkunft der Dunkelgräfin nachgegangen ist. Die Beweisführung ist zwingend und überzeugend. Man darf wohl mit 90prozentiger Gewißheit annehmen, daß die Geheimnisvolle die Tochter des französischen Königspaares gewesen ist. Aber es fehlt der Schlußstrich, die urkundliche Bestätigung. 1951 rauschte es überraschend im Blätterwald der Presse, allenthalben begegnete man ausführlichen Schilderungen des Doppellebens und Andeutungen einer in Aussicht stehenden Aufklärung. Was war geschehen? Hartnäckig lief das Gerücht um, die am 19. Oktober 1851 in Frohsdorf bei Wien verstorbene Herzogin von Angoulême habe ein Testament in doppelter Ausfertigung bei dem Vatikan und dem französischen Außenministerium hinterlegt mit der ausdrücklichen Bestimmung, es genau 100 Jahre nach ihrem Tode zu eröffnen. Sollte endlich der Schleier gelüftet werden? Die Spannung der interessierten Welt war ungeheuer und die Enttäuschung groß, als die beiden Stellen auf Anfragen erklärten, es sei kein derartiges Vermächtnis vorhanden. Ob die Auskunft der Wahrheit entsprach? Wollte man eine Sensation verhüten, die viel Staub aufwirbeln und eine gefährliche Polemik heraufbeschwören würde? Wir wissen es nicht. Die endgültige Lösung des Rätsels steht nach wie vor aus.

Waldmärchen

Lange vor Tag, als der Mond noch ver-
stohlen durch die langsam dahinziehenden
Wolkenfetzen lugte, war die Haustür hinter
mir ins Schloß gefallen, und ich war hinaus-
gezogen in den verträumten Bergwald. So,
wie ich es immer tat, wenn mir der Alltag
einmal Zeit ließ zum Auskosten einer sol-
chen heimlichen Stunde. Heute galt mein
Weg dem roten Bock. Belauschen wollte ich
den alten stolzen Waldgrafen bei einer
seiner wilden Brautfahrten, wenn . . . , ja
wenn Diana, St. Hubertus oder Pan, der
Waldgott, mir hold sein würde.

Dort, wo ich den alten Bock wußte, hockte
ich mich zwischen lilafarbenes Ziegenkraut
und goldgelbe Königskerzen nieder und
lauschte in die Stille.

Langsam kroch die Sonne höher über die
Berge, und längst war aus der Vögel ver-
einzeltem Gesang ein vielstimmiger Chor

geworden, und ich hockte noch immer war-
tend in meinem Versteck. Doch das er-
wachende Leben im Morgenwald ließ mir
die Zeit nicht lang werden. Immer gab es
Neues, Schönes zu schauen, und die einsame,
heimliche Stunde verleitete zum Träumen.
Plötzlich polterte es unter mir am Hang, und
aufblickend gewahrte ich zwei Rehgeißen,
die in weiten Fluchten das Holz annahmen.
Dichtauf folgte ein rotbrauner Bock, der
den Geißen in toller Fahrt nachsprengte.
War das etwa der Erwartete?

Nein, das war der Alte nicht. Der da war
ein Jüngling, dem die Liebe den Kopf ver-
dreht hatte und der darüber vergaß, daß
überall im weiten Forst Gefahr lauerte, die
man nie außer acht lassen durfte, selbst
dann nicht, wenn das Blut heiß und stür-
misch durch den Körper rann.

Gib acht, roter Jüngling, gib acht bei aller

Liebe, und sei vorsichtig bei deiner Pirsch im fremden Revier, dachte ich und wünschte ihm Glück. Vor allem aber wünschte ich, daß er dem alten kapitalen Bock nicht über den Weg laufen möchte, weil es sonst vorbei sei mit ihm und mit der Liebe im Morgenwalde.

Eine Weile saß ich noch lauschend auf dem alten Stubben. Doch wie ringsum alles still blieb, beschloß ich, mein Glück an einer anderen Stelle zu suchen und erhob mich. Da fiel mein Blick hinab zu dem kleinen Weiher, in dessen Wasser sich die Sonne spiegelte und . . . heiliger Hubertus! Was war das? Narrte mich etwa ein Spuk, oder träumte ich am hellen Tage? Ich kniff mir in den Arm, fuhr mit der Hand über die Augen, doch das Bild blieb. Da stand am Rande des Weihers ein Wesen, von dessen Gestalt sich meine Blicke nicht zu trennen vermochten.

War das gar Diana, die launische Göttin der Jagd, die mich schon so oft genarrt hatte? War sie es, die da unten am Weiher stand und nicht ahnen mochte, daß über ihr am Hang einer saß, der eigentlich wegen eines kapitalen Rehbockes hierher gekommen war und dessen Augen nun etwas schauten, was einem Traum gleichkam? Oder waren es am Ende nur die Nebelfrauen, die ihr schändliches Spiel mit mir trieben?

Nein, es war kein Traum, und es waren keine Nebelfrauen, die nur brodelnde Nebelschwaden zu brauen verstanden, mit denen sie alles Schöne in Wald und Feld den Augen zu verbergen suchten. Das Bild blieb, und das, was da unten am Weiher stand, unverhüllt, von den Strahlen der Morgensonne umspielt, konnte nur Diana sein.

Nun konnte ich mir auch denken, warum ich bisher vergeblich auf den Bock gewartet hatte. Sicher hatte ihn Diana vergrämt, und wer weiß, ob er vor dem Abend wieder hier erscheinen würde. Doch das war nun auch gleich. Mochte er bleiben, wo er wollte. Ihn, den Alten, konnte ich noch immer sehen und belauschen, aber das, was sich da unten am Weiher meinen Augen bot, war ein Märchen, das man nur einmal in einer be-

sonders glücklichen Stunde erleben durfte. Vergessen war der Bock, vergessen die blutgierigen Mücken, die mich seit einiger Zeit umlagerten, und . . . vergessen die Zeit. Wassertropfen sprühten plötzlich, funkelnenden Kristallen gleich, über dem Wasser, und als sie zurückgefallen waren, befand sich Diana im Weiher. Eine Weile tummelte sie sich in der kühlen Flut, brach eine der Teichrosen und kehrte ans Ufer zurück, wo sie sich von den Strahlen der Sonne trocken ließ.

Da polterte es auf einmal nicht weit vom Weiher entfernt, und wieder sprengte eine Rehgeiß in rasender Fahrt vorüber. Verwundert schaute Diana, ein Kleidungsstück vor den Körper haltend, in Richtung des Lärmes, und ihren Blicken folgend, gewahrte ich auf einmal denjenigen, der eigentlich den Anlaß dazu gebildet hatte, daß ich zu nächtllicher Stunde durch den verträumten Forst geschlichen war. Da stand er, der alte starke Bock, und äugte zu dem hellen Wunder herüber, das da in seinem Revier in stiller Waldeinsamkeit stand.

„Komm, Alter, laß die Blicke davon, und paß auf, daß dir die eigene Geliebte nicht davonrennt“, dachte ich und lachte, als der urige Bock laut schreckend der Geiß folgte. Kaum aber war er verschwunden und wandte ich den Blick zurück, da war auch mein Traum zerronnen. Einsam lag der Weiher wieder im Licht des Morgens.

Eine Zeitlang ließ ich das Erlebte noch in mir nachklingen, dann erhob auch ich mich. Herrliches hatte ich schauen dürfen im erwachenden Bergwald, und ich wollte zufrieden sein. Bevor ich ihm aber für ganz den Rücken wandte, zog es mich hinab zum Weiher, auf dessen Wasser noch einige Teichrosen ihre weißen Blüten der Sonne entgegenstreckten. Eine von ihnen brach ich mir und steckte sie an den verwitterten Filz. Dann schnitt ich versonnen davon, bis mich das hämische Ätsch-Ätsch-Ätsch der Häher aus meinen Träumen riß und in die Wirklichkeit zurückrief. Mir war, als gönnten mir die bunten Schalke das schöne Erlebnis nicht, und ärgerlich über ihren Neid trat ich ein in das Gasthaus am Wege, um bei einem kühlen Trunk meinen Ärger über das

mißgünstige Häherpack hinunterzuspülen und die Gedanken noch einmal zum Weiher hin eilen zu lassen.

Kaum aber hatte ich den Gasträum betreten, als meine Vorsätze sich in ein Nichts auflösten, denn an einem der Tische erblickte ich . . . Diana. Die kleine Teichrose im Haar verriet sie mir, und ich wußte nicht, waren es die beiden weißen Blüten – die in ihrem Haar und die an meinem Hut – oder waren es die heimlichen Waldgeister, die den Traum noch einmal zur Wirklichkeit

werden ließen. Aber das war ja gleich. Jene kleine Teichrose aber, die ich Wochen danach in einer heimlich-stillen Stunde in den Händen hielt und sinnend betrachtete, war nicht die von mir gebrochene – nein, es war die Rose, die Diana selbst gepflückt und mir beim Abschied an meinen grünen Filz gesteckt hatte. Jedes Blatt der beiden kleinen weißen Rosen läßt in mir das Märchen noch einmal nachklingen, es wird zum heimlichen, stillen Waldmärchen, das mir unvergessen sein wird über Zeit und Raum.

Gellende Schreie an züngelnden Flammen

Zwischen den Ortsteilen Suhl-Heinrichs und Suhl-Neundorf, hoch über der Stadt, entdeckt wohl zuweilen ein aufmerksamer Wanderer versteckt zwischen den Fichten einen ebenen halbkreisförmigen Platz, dem man ansieht, daß er von Menschenhand geschaffen wurde. Nicht oft kommt es heute vor, daß ein Suhler aus dem Tal empor diesem Platz entgegenstrebt. Heute weiß kaum noch jemand von den entsetzlichen Tragödien, die sich hier abspielten. Damals, als aus züngelnden, prasselnden Flammen gellende Schreie weithin hörbar waren, die die Bergwände als schauriges Echo zurückwarfen, als immer wieder Frauen und Mädchen Opfer einer im Glaubenswahn befangenen „Rechtsprechung“ wurden, als keine Frau und kein Mädchen sicher war, ob sie nicht die nächste sei, die hier als „Hexe“ verbrannt wurde, war dieser Platz weithin bekannt und berüchtigt.

Groß ist die Zahl der Frauen, die dem Teufelsaberglauben in Deutschland zum Opfer fielen, denn da die Angeklagten unter den Folterwerkzeugen der Henker stets neue „Mitschuldige“ nennen mußten, griff jeder Prozeß, sich wie eine Lawine vergrößernd, um sich. Zur Erklärung der Zusammenhänge ist es notwendig, diese Glaubensexzesse des Mittelalters einmal bis zu ihrem Ausgangspunkt zurückzuverfolgen und sich die Frage vorzulegen, von wem und mit welchem

Zweck sie in das Volk getragen worden sind.

Heute ist allgemein bekannt, daß bereits unsere heidnischen Vorfahren ganz natürliche Vorgänge, wie etwa das Gewitter oder Naturkatastrophen, auf das Walten geheimnisvoller übernatürlicher Wesen zurückführten, daß sie an eine Vielzahl von Göttern glaubten. Schon etwas konkreter weist die christliche Lehre auf diese geheimnisvollen Kräfte hin, denn da sie nur einen Gott verherrlicht, schreibt sie bestimmten Menschen feindliche magische Fähigkeiten zu und weist schon im Alten Testament auf die Ahndung solcher „Verbrechen“ hin. So heißt es im 2. Buch Moses eindeutig: „Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen“, und im 3. Buch steht geschrieben: „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter seyn wird, die sollen des Todes sterben . . .“. Auf diese Stellen der Heiligen Schrift stützte sich offensichtlich der Klerus, als er zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Frankreich mit der Ketzerverfolgung die Inquisition ins Leben rief. Waren es damals die Katholiken, die gegen diejenigen Menschen, die die Kirche reformieren wollten, mit dem Feuertod zu Felde zogen, so waren es nach der Reformation beide Konfessionen, die durch den Hexenwahn ihre eigenen Glaubensbrüder mordeten. Oder war es gar kein Wahn, sondern reine Berechnung von

seiten der Kirchenfürsten, als sie den Aberglauben und die Unwissenheit des Volkes auf den Teufelsglauben lenkten? Ist es vielleicht gar kein Zufall, daß die große Hexenverfolgung gerade in die Zeit der härtesten feudalen Unterdrückung, der Bauernunruhen, der revolutionären Bestrebungen, fiel? Wollte man etwa nur Schrecken und Zwietracht in die Volksmassen tragen, Neid, Gier und Habsucht nähren? Aus den Prozeßakten ist zu erschen, daß besonders die negativen menschlichen Eigenschaften zur Anzeige von „Hexen“ führten.

Tatsache ist, daß sich die Hexenbulle, die der Papst Innocenz VIII. 1484 erließ, besonders gegen Deutschland wendete und daß zwei überaus eifrige und phantasievolle Inquisitoren mit der Ausrottung der Hexen in Deutschland beauftragt wurden. Merkwürdig ist, daß die Hexenverfolgung gerade nach dem Großen Deutschen Bauernkrieg am heftigsten war.

In die hennebergische Grafschaft kam die Hexenverfolgung verhältnismäßig spät, und doch wurden nach den sehr lückenhaften Angaben in Urkunden allein aus Suhl 68 Frauen verbrannt, die wirkliche Zahl dürfte jedoch noch höher liegen. Dem ersten Hexenprozeß im Amt Suhl fiel die Witwe Anna Weber, die man gewöhnlich die Leibseelin nannte, zum Opfer. Anhand der Unterlagen aus der umfangreichen Abhandlung über die Hexenverfolgung in den hennebergischen Ämtern von W. Höhn (Schriften des hennebergischen Geschichtsvereins, Nr. 4, Jahrgang 1911) einiges über den Verlauf derartiger Prozesse.

Unheimlich waren die Gerüchte, die sich die Frauen bei ihren täglichen Klatschstunden über das kleine Haus im Aspen und dessen Bewohner zuflüsterten. Von dunklen Gestalten war da die Rede, die mit einem Feuerschweif durch die Esse ein- und ausfuhren, und von geheimen Teufelssalben, mit denen Menschen „gesterbt“ werden konnten. Gar oft würde die alte Leibseelin mit dem Bösen hinauf zu den Teufelstänzen am Domberg reiten, auf Mistgabeln und zuweilen auf einem schwarzen Kater. Und sogar ihre Tochter Veronica habe sie mit in den Teufelsbund gezogen. Immer größere

Kreise zog die Mär um die Leibseelin, und auf dieses böse Gerede hin führte schließlich der Amtmann die „summarische Inquisition“ durch.

Es begann mit der Vernehmung der „Zeugen“. Man mag meinen, ein Zeuge müsse auch beweiskräftige Aussagen machen können, doch darin war der Amtmann großzügig, denn schon die Erklärung, daß die Leibseelin von jedermann für eine Hexe gehalten werde, war Beweis genug. Nachdem das Amt Suhl über die angestellten Ermittlungen an die hennebergische Regierung berichtet hatte, ging die Akte an den berichtigten Schöppenstuhl der Universität in Jena, wo die gelehrten „Dechantes und Doctores“ den Rechtspruch formulierten. Auf Befehl der Regierung wurde dann auch im Januar 1603 die Leibseelin „gefänglich eingezogen“.

Da sie kein Geständnis ablegte, weil sie nichts zu gestehen hatte, wurde über sie die Tortur verhängt. Was hatte es nun damit auf sich? Anfangs begann es mit den sogenannten gemäßigten Mitteln. Die Frau wurde vor dem vollbesetzten Gericht vom Scharfrichter mit den zur Tortur gehörenden Folterwerkzeugen und deren Handhabung bekannt gemacht. blieb sie dabei immer noch standhaft, so wurde sie dem Henker zur Folter übergeben. Schon bei der Vorbereitung zur Folter standen die Frauen moralische Qualen aus, wurden sie doch von den Henkersknechten völlig entkleidet, und der Scharfrichter suchte ihren Körper nach Zeichen und sogenannten Teilmalen ab, wobei er selbst das kleinste Härchen entfernte.

Erst jetzt, ob nun „das Zeichen des Teufels“ gefunden war oder nicht, begann die eigentliche Tortur. Da wurden die Daumen und die großen Zehen in Daumenstöcke gespannt, und mit diesen Foltergeräten wurde die Angeklagte „geschnürt“, das heißt, sie wurde mit auf den Rücken gebundenen Armen an einem Seil in die Höhe gezogen, worauf man sie wieder herabschnellen ließ. Je nach Beantwortung der dabei vorgelegten unsinnigen Fragen wurde diese Prozedur des öfteren wiederholt. War sie noch immer nicht zum „Geständnis“ zu bewegen, so

schritt man zum zweiten Grad der Tortur. Mit Hilfe von Beinschrauben wurden Waden und Schienbeine zusammengepreßt, die gebundenen Hände wurden über die Knie gezogen und ein Stock zwischen Kniekehlen und Arme gesteckt. In dieser Stellung, der Bock genannt, wurde die Folter bis zu 24 Stunden ausgedehnt. Waren viele andere Frauen bereits dabei gestorben, so wurde der Angeklagten Anna Weber diese Gnade des Schicksals nicht zuteil. Durch die riesigen Schmerzen bat sie am 1. Februar morgens um drei Uhr, man möge sie aus dem Bock nehmen, sie wäre zum Geständnis bereit. Und so sah das erzwungene Geständnis aus:

Als sie sich vor etwa 18 Jahren auf Vermittlung einer schon verstorbenen Teufelhängerin mit dem Bösen verbunden habe, hätte sich folgendes begeben: Sie habe eines Tages in der Scheune Heu geholt, und da wäre ein in grüne Gewänder gekleideter Mann zu ihr getreten, auf dessen schwarzem Hut drei schwarze Federn wippten. Er war nicht alt und auch nicht jung, nicht klein und auch nicht groß. Auf seine Anweisung hin sei sie dann nach Hause gegangen, auf den Misthaufen getreten und hätte die geforderte Formel „Ich steh allhie auf meinem Mist, verschwör' meinen Herrn Jesum Christ“ gesprochen. Als sie sich, wie verabredet, am nächsten Morgen mit ihm im Walde am Köttenberg getroffen hatte, dann habe er ihr so an die Nase gefaßt, daß sie blutete. Auch den versprochenen halben Taler hätte er ihr gegeben, nachdem sie mit ihm gebuhlt hätte. Von den Teufelstänzen und den dabei genossenen Speisen und Getränken ist dann noch die Rede, von mit geheimnisvollen Salben eingeschrümpften Mistgabeln, mit denen man durch die Luft reiten könnte, und anderen kuriosen Dingen. Nach ihren Gespielinnen bei den Tänzen befragt, gab Anna Weber eine ganze Reihe von Namen, darunter auch ihre Tochter, an. Warum, läßt sich heute nicht mehr feststellen, wahrscheinlich ließ sie sich von Rachegefühlen leiten.

Da eine richtige Hexe natürlich auch Schaden anrichten mußte, und die Leibsec-

lin offensichtlich ihren Qualen ein schnelles, wenn auch bitteres Ende bereiten wollte, so „gestand“ sie denn auch noch ihre Untaten. Ja, die waren nach dem Geschmack der Inquisitoren! So wurden zum Beispiel die Tauben ihres Nachbarn Georg Urban mit Quecksilber und Rüben „gesterbt“, dann hatte sie dem Mann Läuse angezaubert und ihn schließlich krank und siech gemacht. Auf die Bitte einer Frau aus Heinrichs habe sie deren alte Mutter mit einem Pulver aus Aranwurzeln, einem Otternkopf, Maulwurfbeinen, einem Frosch, Wurzeln, Körnern und Quecksilber umgebracht. Dann hätte sie mit ihrer Tochter einem Schuhknecht den Hals gebrochen, später Hans Stiefel aus Suhl vergiftet und dem Aspenmüller, der sie um Mehl betrogen, seine große Schweinsmutter „gesterbt“.

Nachdem die eifrigen Schreiber dies alles im Protokoll verzeichnet hatten und das Urteil gesprochen war, wurde Anna Weber am 17. Februar 1603 in Schleusingen auf dem Scheiterhaufen lebend verbrannt.

Um jene Zeit hatte Suhl noch keinen eigenen Hexenverbrennungsplatz, und die Verurteilten wurden in Schleusingen und Meiningen hingerichtet. Erst später, als sich die Verfahrensfälle mehrten, legten die Sühler Stadtväter diesen grausigen Platz an. Am 27. Juni 1611 erlebten die Sühler zum erstenmal das schreckliche Schauspiel einer Hexenverbrennung auf ihrem eigenen Richtplatz. Hierbei wurden vier Hexen aus Heinrichs auf einmal verbrannt. Oft sahen die dichtgedrängt stehenden Zuschauer in der Folgezeit noch derartige Greuelszenen, wurden doch allein aus der Familie Anschütz aus Heinrichs in kurzer Zeit drei Mitglieder als Hexen dem Feuer übergeben. Endlich, am 15. April 1669, loderten zum letztenmal auf dem Platz im Schmar die Flammen empor. Doch in den benachbarten Ämtern wurden die Prozesse noch lange Zeit beharrlich weitergeführt.

Vorabdruck aus dem demnächst in der Reihe „Städte und Landschaften“ erscheinenden Heimatbüchlein „Suhl und Umgebung“ von Harald Dressel

Verlag: VEB Bibliographisches Institut Leipzig



WALTER WERNER

Flug der Zugvögel

*Als die Regenzähre
bog die reife Ähre,
war schon der himbeerrote
Tag entblößt.*

*Floß der Rhabarberwein
in gelbe Fässer ein,
der rote Buchsenspund
verschließt das Jahr.*

*Du bringst mir Bienenwachs,
aus toter See den Lachs
und trägst ihn leis
zu mir herein.*

